

**Gerd Utech**

**Prägende Jahre in Potsdam und Sibirien  
1945-1955:  
Ein Zeitzeugenbericht**

**Berlin 2008**

**2. Auflage**

**Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen  
des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR**

**Band 17**

Copyright 2003 beim Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

2., unveränderte Auflage, 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere der Übersetzung, der Vervielfältigung jeder Art, des Nachdrucks, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie in Funk- und Fernsehsendungen, auch bei auszugsweiser Verwendung.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR dar.

Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

ISBN: 978-3-934085-18-3 (alt: 3-934085-18-0)

Der Berliner Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Scharrenstraße 17, 10178 Berlin

Telefon: (030) 24 07 92 - 0; Fax: (030) 24 07 92 - 99

Internet: [www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter](http://www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter)

## **Inhalt**

Einleitung .....	4
Mai – Dezember 1945 .....	5
SBZ 1946 – 49 .....	9
Maurerlehre 1949 – 51 .....	24
Staatssicherheitsdienst .....	41
Lindenstraße .....	52
Ostwärts .....	70
<i>TAISCHET</i> LP 048 Juni – Herbst 1952 .....	78
<i>TAISCHET</i> LP 048 Winter 1952 – 1953 .....	92
<i>TAISCHET</i> LP 048 Frühjahr – Herbst 1953 .....	102
<i>TAISCHET</i> LP 048 Winter 1953 – 1954 .....	106
<i>ANSJOBA</i> LP 043 November 1954 .....	116
Straflager LP 307 .....	122
<i>ANSJOBA</i> LP 043 Februar – April 1955 .....	128
<i>WICHOREWKA</i> LP 011 Sommer 1955 .....	132
LP 013 Juni – Oktober 1955 .....	135
Westwärts Oktober 1955 .....	138
Zeilen zum Abschluss .....	141

## **Einleitung**

Die nachfolgenden Schilderungen von Ereignissen und Erlebnissen aus meiner Zeit als Jugendlicher und junger Erwachsener – ich wurde 1931 in Potsdam geboren – hat einen einfachen Grund: ich wurde darum gebeten. Sicher, meine Kinder waren die Ersten, die mich gefragt haben: Wie hast du denn damals diese Zeit erlebt, deren Geschehnisse aus dem Blickwinkel von Zeitzeugen oft recht unterschiedlich dargestellt werden? Aber auch die Anfragen anderer Interessierter – Jugendlicher, Journalisten, Juristen – bewiesen mir, dass über die Geschehnisse damaliger Zeit oft recht unklare Vorstellungen herrschen.

Ich gab damals, das liegt nun schon viele Jahre zurück, die Zusage, einmal meine Erlebnisse aufzuschreiben; dieses Versprechen halte ich mit den nachfolgenden Zeilen nun ein.

Dazu möchte ich aber anmerken: Ein Geschichtsbuch zu schreiben war nie meine Absicht – dafür sind andere Institutionen zuständig. Ich gebe lediglich eigene Erinnerungen wieder – und diese möglichst ohne oder mit nur so wenigen Kommentaren, wie ich sie zum Verständnis einer Situation für unbedingt erforderlich halte.

Gerd Utech  
Türkenfeld, 2003

## Mai – Dezember 1945

Das Kriegsende erlebte ich als 13jähriger Gymnasiast in Potsdam. Mein Vater, Angestellter bei den Stadtwerken, war in den letzten Kriegswochen zum Volkssturm eingezogen worden. Unsere Wohnung hatte den großen Angriff britischer Bomberverbände in der Nacht vom 14. zum 15. April 1945, der weite Teile Potsdams zerstörte, unbeschadet überstanden.

Der Krieg war also beendet – aber wie geht's jetzt weiter? Ob mein Vater noch lebte und wenn ja, wo er sich jetzt befand, wussten wir nicht. Ob mein Schwager die Kämpfe – sein letzter uns bekannter Einsatzort lag im Gebiet südöstlich Berlins – überlebt hatte und wo er jetzt war, wussten wir auch nicht. Meine älteste Schwester befand sich nach ihrer letzten Nachricht im westlichen Teil Deutschlands, aber wo genau und wie es ihr jetzt ging, war uns nicht bekannt.

Mit diesen Ungewissheiten teilten wir das Schicksal fast aller anderen deutschen Familien. Aber wir hatten die Heimat nicht verloren und noch ein Dach über dem Kopf – und dieses Glück war zu damaliger Zeit nicht jeder Familie beschieden. Irgendwie musste das Leben dennoch weitergehen. Aber wie und was kommt noch alles auf uns zu? Diese oder ähnliche Fragen stellte sich damals wohl jeder – sehr ermutigend sah die Zukunft nicht aus.

Die „Kellerzeit“ war vorbei – mit Bomben, Panzerkettenrasseln und Beschuss brauchte man nicht mehr zu rechnen – folglich wurden erst mal die Schäden so gut wie möglich in Ordnung gebracht, die nach dem Luftangriff auf Potsdam in der Nacht vom 14. auf den 15. April 1945 nur mehr oder minder provisorisch ausgebessert worden waren.

Zugegeben, auch die „Besatzungsmacht“ – sie als „Befreier“ anzuerkennen, fiel nach den von den russischen Truppen gezeigten Aktivitäten vielen Menschen recht schwer – versuchte, die schwierige Verpflegungslage der Bevölkerung nach den gegebenen Möglichkeiten zu erleichtern. Es wurde in einigen Bäckereien wieder Brot ausgegeben. Stundenlanges Warten in endlosen Schlangen war mit diesen Aktionen verbunden und die Familienangehörigen wechselten sich dabei im Zweistundenrhythmus ab, um den Platz in der Schlange nicht zu verlieren. Manchmal war das Warten aber vergeblich – dann gab es kein Brot mehr.

Mitteilungen der Besatzungsmacht und der zivilen Obrigkeit, z.B. über Ausgehzeiten – also Sperrstunden –, Stromsperrern und Sonstiges erfolgten hauptsächlich per Anschlag. Zeitungen gab's noch nicht für die Allgemeinheit. Die „Tägliche Rundschau – Frontzeitung für die deutsche Bevölke-

rung“ – war zwar schon ab Mitte Mai im Raum Berlin in Umlauf, aber die darin enthaltenen Mitteilungen galten nicht für den Potsdamer Bereich. In verschiedenen Stadtgebieten hatte die Besatzungsmacht inzwischen Häuser beschlagnahmt und Kommandanturen eingerichtet. Dieser Begriff wurde vorerst für alle von ihr eingerichteten Dienststellen verwendet. Und es häuften sich die Gerüchte, dass wiederholt Verhaftungen erfolgt seien, auch junger Leute – „den Sohn von Familie ... haben sie abgeholt“ –, die dann in diese Kommandanturen gebracht worden sein sollten.

Ganz unerwartet, Anfang August, war plötzlich mein Vater wieder da. Er kam aus einem Gefangenenlager in der Nähe von Frankfurt/Oder, gesundheitlich ziemlich angegriffen und völlig unterernährt. Mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln versuchte die Mutter, ihn wieder einigermaßen auf die Beine zu bringen. So ganz ist das nicht gelungen. Er hatte jetzt keine Arbeit mehr. Als ehemaliger Parteigenosse durfte er auf seiner früheren Dienststelle nicht mehr tätig sein. Aber wie geht's jetzt weiter – er war in diesen Tagen so deprimiert, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Und dann, er war kaum eine Woche bei uns, erhielt der Vater die Mitteilung, sich auf der Kommandantur zu melden. Wäsche zum Wechseln und Waschzeug sollte er auch mitbringen – das hieß im Klartext, dass er für einige Zeit abwesend sein würde. Natürlich hatten auch wir zwischenzeitlich erfahren, dass ehemalige Parteigenossen von Vertretern der Besatzungsmacht abgeholt, also verhaftet, worden waren. Wir wussten aber auch, dass Mitte Juli in den Westsektoren Berlins und in den von den westlichen Alliierten besetzten Zonen mit der „Entnazifizierung“ der minder belasteten Mitglieder der NSDAP begonnen wurde. Bei den Russen verlief dieser Vorgang vielleicht etwas anders und dauerte vielleicht auch etwas länger. Auch die westlichen Alliierten hatten vor Beginn der Entnazifizierung Verhaftungen von Parteigenossen vorgenommen. Vorzuwerfen hatte sich der Vater nichts, was Anlass zu Befürchtungen hätte geben können. Sicher hätte er nach Berlin flüchten können – die Sektoren für die westlichen Alliierten waren ja gerade von diesen besetzt worden und dort hatten die Russen nichts zu sagen. Aber von den Leuten, die meine Eltern in Berlin einmal gekannt hatten, war keiner mehr erreichbar, und wie hätten sich die Behörden dort ihm gegenüber verhalten? Und was geschieht inzwischen mit dem Rest der Familie? Das waren keine leichten Entscheidungen, die meine Eltern hier treffen mussten. Aber der Vater wurde nicht, wie vorher viele andere, mit Waffengewalt verhaftet – man hatte ihn lediglich zur Obrigkeit bestellt, wenn auch mit den vorgenannten Auflagen; die Sache sah dadurch doch nicht so kritisch aus. Man glaubt immer, es wird schon nicht so schlimm

werden, wenn man Gefahren schon nicht ausweichen kann. Und der Vater tat das, was er für seine Pflicht hielt. Er ging hin – und kam nicht wieder zurück. Unser Zweckoptimismus trog, das Schicksal hatte dem Vater einen anderen Weg bestimmt.

Etwa die erste Woche des Monats August war verstrichen, als uns der nächste Schlag traf. Bis zum 11. August hatten wir unsere Wohnung zu räumen. Diese Anordnung der Besatzungsmacht betraf uns nicht allein. Alle Anwohner der Alexandrinenstraße waren davon betroffen und die eines Teiles der Häuser in der Jägerallee. Die Möbel sollten in den Wohnungen verbleiben – persönliche Dinge durften mitgenommen werden. Derartige Maßnahmen waren bereits im Bereich der Kapellenberg- und Große Weinmeister Straße vorgenommen worden. Freiwillig ging kein Mensch mehr in diese Gegend, die nun von den Russen besetzt worden war. Aber wo sollten wir hin? Verwandte oder Bekannte, die über eine ausreichende Wohnfläche verfügt hätten, hatten wir in Potsdam nicht mehr. Rosig sah unsere Lage zu diesem Zeitpunkt wirklich nicht aus.

Die „Befreier“ machten ihrem Namen anscheinend alle Ehre – sie befreiten uns so Schritt für Schritt von allem, was wir so besaßen. Uhren, Radiogerät, Foto-Apparate hatten sie ja schon – nun kamen unsere Wohnung und unsere Möbel dran. Was aber waren derartige Kleinigkeiten im Vergleich zu dem, was die Flüchtlinge aus den Ostgebieten verloren hatten? Denen ging's viel schlechter als uns, und den Mut haben sie dennoch nicht verloren – es muss doch irgendwie weitergehen.

Die jüngere meiner beiden älteren Schwestern, die noch im letzten Kriegsjahr geheiratet hatte und jetzt kurz vor ihrer Entbindung stand, erinnerte sich an eine ihrer Schulfreundinnen. Deren Eltern besaßen ein Reihenhaus am Wildpark – da musste doch auch noch für uns Platz sein, wenigstens vorübergehend. Und wir konnten tatsächlich dort unterkommen.

Gegen Ende September ging meine Schwester ins Krankenhaus an der Neue König Straße. Einen gesunden Jungen brachte sie zur Welt, die im Augenblick nicht rosig aussah. Es ging ihr den damaligen Umständen entsprechend recht gut – nicht zuletzt wegen der aufopfernden Unterstützung und Pflege durch eine Säuglingsschwester, mit der sie sich angefreundet hatte.

Der Schulunterricht hatte zwar schon längst wieder ab der letzten Maidekade begonnen – aber das war doch eher noch eine provisorische Maßnahme. Am 14. April war bei dem Bombenangriff eine Oberschule zerstört worden, deren Schüler in unserem unversehrten Schulgebäude Unterkunft fanden. Durch diese Überbelegung war ein geregelter Unterricht nicht mehr möglich

– ein Schichtdienst wurde eingerichtet. Einmal hatten die einen Schüler vormittags Unterricht und die anderen am Nachmittag und in der nächsten Woche war es dann umgekehrt. So ganz ernst wurde die Sache mit der Schule von uns noch nicht genommen – in dieser Zeit hatte die Regelung familiärer und persönlicher Angelegenheiten Vorrang. Für die auswärtigen Schüler, z.B. aus Krampnitz, Bornim, Michendorf, war das Herkommen nicht so einfach, denn Fahrmöglichkeiten z.B. mit dem Omnibus waren nicht gewährleistet und mit den Fahrrädern zu kommen, war auch riskant, sofern man überhaupt noch eines besaß. Dennoch wurden für die Frist vom 17. April bis zum 27. Juli Zeugnisse ausgestellt, als ob es durch den Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ keine Einschränkungen gegeben hätte. Nach der Zeugnisverteilung gab's zwei Wochen Ferien.

Für den Wiederbeginn des Unterrichts wurde im Zeugnis der 1. Oktober 1945 – 10.00 Uhr angegeben. Und von diesem Zeitpunkt an ging's dann wieder ernster los. Die Klassenbesetzung hatte sich stark verändert. Einige der bisherigen Schulkameraden erschienen überhaupt nicht mehr und so freute man sich über jeden aus dem alten Haufen, der wieder auftauchte. Fröhlich verlief das Wiedersehen jedoch nicht – jeder war ernster geworden durch die vergangenen Ereignisse, die Spuren in jeder Familie hinterlassen hatten. Und es gab wieder viele neue Gesichter – Flüchtlingskinder. In der ersten Zeit kamen fast täglich Neue zu uns. Manche blieben aber nicht lange. Unsere Klassengröße schwankte so zwischen 36 bis zu weit über 44 Schülern. Auch von den bisherigen Lehrern fehlten einige – in erster Linie diejenigen, die ein Parteiabzeichen getragen hatten.

Die Lehrer hatten es zu der Zeit nicht einfach, einen vollwertigen Unterricht abzuhalten. Es gab kaum noch gültige Schulbücher. Für Mathe und Latein war das nicht so problematisch, hier waren die betreffenden Schulbücher vom Zeitgeist unbeeinflusst – doch alle ehemaligen Lehrbücher für Deutsch, Geschichte und Erdkunde waren zwangsläufig unverwendbar geworden. Aber auch für Englisch wurde die Sache zum Problem. Man half sich, so gut es ging, mit Heften aus der Schulbücherei. Nur für die vielen Schüler reichten oft die Exemplare nicht aus. Also konnte oft nur pro Bank ein Heft ausgegeben werden – zum Austauschen untereinander – und das förderte den Unterricht nicht sonderlich.

Dann ging auch dieses Jahr zu Ende – für uns, und für viele andere Menschen, war es kein gutes gewesen.



## **SBZ 1946 – 1949**

### **1946**

Irgendwie haben wir dann auch diesen Winter überstanden.

Um wegen der schlechten allgemeinen Versorgungslage Erkrankungen unter der Bevölkerung zu verhindern oder diese wenigstens einzuschränken, wurden wiederholt Schutzimpfungen, insbesondere gegen Typhus und Paratyphus durchgeführt. Jeder Bewohner der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) folgte einer diesbezüglichen behördlichen Aufforderung, wenn auch nicht gerade gerne, so doch aber wegen damit verbundener anderer Auflagen. Denn wer keinen Impfschein besaß, der erhielt später auch keine Lebensmittelmarken oder hatte zumindest große Schwierigkeiten bei deren Beschaffung. Wer geimpft wurde, bekam mit hoher Sicherheit nun keine mangelbedingten Krankheiten mehr. Vor Infektionen wurde er durch die Impfungen jedoch nur bedingt geschützt, denn sie erfolgten häufig mit nur einer Spritze für mehrere Personen.

Eine gewisse Tendenz der allgemeinen Entwicklung zu einem normalen Bürgerleben war aber trotz aller Misere in der SBZ zu spüren. Ein großer Teil der Straßen war inzwischen von Trümmern und anderen Kriegsfolgen befreit und somit passierbar geworden, in verschiedenen Betrieben konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden, und auch die Straßenbahn fuhr, auf unzerstörten Teilstrecken, wieder. Das war doch schon was. Sogar einen Teil meines Schulweges konnte ich mit der Straßenbahn bewältigen, damals nur von der Kastanien Allee aus – ab Luftschiffhafen fuhr sie erst wieder zu einem späteren Zeitpunkt.

Zur Straßenbahn an der Kastanien Allee führte mich mein Weg durch die Schrebergartenanlage hinter der Gontardstraße. Nicht immer habe ich diesen Weg problemlos zurücklegen können. Häufig musste ich Pausen einlegen, weil mir vor Schwäche die Beine versagten. Mir wurde schwindelig. Ich erbrach grünen Schleim, obwohl mein Magen leer war. Der Hunger wirkte sich aus.

Auf den Gleisen der Reichsbahn, an denen mein Schulweg vorbeiführte, konnte ich wiederholt voll beladene Güterzüge beobachten. In die eine Richtung wurden russische Panzer transportiert – in die andere Richtung Reparationsgut, Maschinen und Geräte aller Größen. Aber auch Klaviere habe ich auf den Wagen stehen gesehen. Die standen dort offen und ungeschützt auf den Ladeflächen.

In der Schule bemühte man sich, uns mit den neuen Verhältnissen und mit neuem Gedankengut vertraut zu machen. Geschichtsunterricht gab's vorerst keinen – man verfügte noch nicht über Bücher im neuen Geist. Also, Geschichte wurde erst mal durch Gegenwartskunde ersetzt und in erster Linie die Begriffe durchgesprochen, die uns entweder noch nicht bekannt oder für uns noch nicht verständlich waren. Wer von uns konnte sich unter dem Begriff Demokratie schon das Richtige bzw. das vorstellen, was in der SBZ nun darunter verstanden werden sollte.

Aufgewachsen waren wir jetzt 14- bis 16-Jährigen noch unter der Herrschaft einer einzigen Partei – jetzt aber gab es vier davon: KPD, SPD, LDP und CDU. Diese Parteien waren kurz nach ihrer Gründung aber bereits wieder zu einem antifaschistisch-demokratischem Block zusammengefasst worden. Konnten sie noch selbstständig handeln und ihre Meinung vertreten? Vieles war uns unklar. Was wurde ferner genau unter den Bezeichnungen Kommunismus – Anti-Faschismus – Volksentscheid – demokratische Wahlen – usw. usw. verstanden? Mit diesen Begriffen hatten wir bisher nichts zu tun gehabt und deshalb waren diese Worte uns wenn schon nicht gänzlich unbekannt, so doch in ihrer genauen Bedeutung noch nicht vertraut.

Keiner von uns wollte einer gesunden politischen Entwicklung – soweit wir das in unserem Alter beurteilen konnten – im Wege stehen. Die uns zwischenzeitlich zur Kenntnis gebrachten Fakten über die Verbrechen des Einparteienregimes, in dessen Geist wir bis zum Ende des Krieges erzogen worden waren, haben uns erkennen lassen, dass ein derartiger Weg nicht noch einmal beschritten werden durfte. Wie aber sah ein anderer, ein neuer Weg nun aus und wie können wir uns daran beteiligen? Wir hatten Fragen über Fragen dazu. Aber wir erhielten darauf nicht immer uns zufrieden stellende Antworten.

Ein neuer und im Verhältnis zu den anderen Mitgliedern des Lehrerkollegiums noch recht junger Lehrer befasste sich mit diesem Aufgabenbereich der Gegenwartskunde – der Einfachheit halber nenne ich ihn Peter W. Mit ihm gab es die heftigsten Diskussionen – wir zum „Kadavergehorsam Erzogenen“ hatten aus der letzten Vergangenheit einiges gelernt und äußerten unsere Meinung durchaus nicht mehr zurückhaltend und oft sehr kritisch und drastisch. Widerspruch aber endete häufig mit der Bestellung des eine andere Meinung Vertretenden vor das Lehrerzimmer. Dort wurde dann in der Pause die Diskussion fortgesetzt. An sich wäre seine Handlungsweise wohl keine schlechte Erziehungsmethode gewesen – nur, der Junge war nicht nur ein Fanatiker, sondern auch ein reiner Theoretiker des für uns „Neuen Geis-

tes“ und anerkannte nur seine eigenen Argumente. Seine Kompromisslosigkeit und sein sonstiges Verhalten uns gegenüber führte durchaus nicht dazu, dass wir ihm viel Vertrauen entgegenbringen konnten. Später verteilte er an uns sogar eine Handausgabe „Das Kommunistische Manifest“ – ohne erklärendes Wörterbuch kaum zu verstehen – und meinte, uns nun mit der letzten Weisheit beträufelt zu haben.

Peter W. war recht vielseitig und unterrichtete auch in anderen Fächern, u.a. in Deutsch und Leibeserziehung. Letztere erstreckte sich jedoch hauptsächlich auf Handballspielen, das konnte er recht gut, und Mittelstreckenlaufen – von der Schule weg, die hieß jetzt Einsteinschule, zum Jägertor und zurück oder rund um die Anlagen am Obelisk – viel mehr fiel ihm nicht ein.

Nachdem es nun wieder Parteien in der SBZ gab, ließ auch eine politisch entsprechend ausgerichtete Jugendorganisation nicht lange auf sich warten – die „Freie Deutsche Jugend“ –, abgekürzt FDJ genannt, wurde Anfang März 1946 gegründet. Äußeres Kennzeichen: blaue Hemden – politische Ausrichtung: kommunistisch, ideologisch verbunden mit der damals einflussreichsten Partei, der KPD. In diesem Zusammenhang erfolgte die Gründung einer FDJ-Schulgruppe in unserer Lehranstalt. Diese Schulgruppe wurde, wie aus späteren Presseberichten ersichtlich, dann auch schon als die alleinige Vertretung der gesamten Schülerschaft betrachtet. Und insbesondere Peter W. war bestrebt, mit allen Mitteln, auch mit Druck und Versprechungen, dafür Mitglieder zu werben. Wir standen seinen Aktionen erst mal abwartend gegenüber. Zwischenzeitlich war uns nämlich bekannt geworden, dass Peter W. sich auch schon zur Zeit des Dritten Reiches politisch engagiert hatte, doch damals im Sinne einer „Braunen Diktatur“. Er wurde aber nicht, wie mein Vater, nach dem Ende des Krieges verhaftet. Nein, er war jetzt Mitglied der KPD und FDJ-Funktionär geworden.

Als uns in einer Freistunde dann auch noch ein mir nicht unbekannter anderer FDJ-Funktionär – im Blauhemd – besuchte, ging das Abwarten in erhebliche Skepsis über. Insbesondere was meine Person betraf. Dieser Junge, der da jetzt vor uns saß und uns vom Vorteil und der Notwendigkeit einer Mitgliedschaft in der FDJ zu überzeugen versuchte, war nämlich einer meiner ehemaligen Fähnleinführer. Ich hatte durchaus nichts dagegen, dass jemand flexibel und in der Lage war, seine Meinung zu ändern, sofern er diese als falsch erkannt hatte. Dieser Wechsel hier ging mir zu schnell.

Im ersten Halbjahr 1946 wurde der Unterricht um ein weiteres Schulfach erweitert – wir sollten Russisch lernen. Dieser Umstand fiel bei uns nicht gerade auf Gegenliebe. Aber in Erinnerung an die Ausführungen von Herrn

Sperling, als wir damals gegen seinen Englischunterricht motzten – „Wer die Sprache seines Gegners beherrscht, kann ihn besser beurteilen“ –, fügten sich die meisten von uns dieser Anordnung ohne großen Widerspruch. Die erste Lehrerin, die sich in dieser für uns neuen Sprache mit uns beschäftigte, gab allerdings trotz aller echten Bemühungen bald die Hoffnung auf, bei uns unterrichten zu können. Erst die zweite, „Nina“, konnte sich dann durchsetzen. Das tat sie auf die einfachste Art, die einem Lehrer zur Verfügung stand: sie verteilte Fünfer – reihenweise. Wer aber wollte Ninas bzw. dieser Sprache wegen schon seine Versetzung gefährden? Also wurde von uns Russisch gelernt – wenn auch nicht gerade mit Enthusiasmus.

Und noch ein Ereignis fiel, hier die Schüler der oberen Klassen unserer Schule betreffend, in diese Zeit. Für die Feierlichkeiten zum 1. Mai 1946 (wo genau, weiß ich nicht mehr, und die heutigen Aussagen dazu sind widersprüchlich) wurde eine Veranstaltung vorgesehen, an der auch wir Schüler teilnehmen sollten. Wir versammelten uns also meiner Erinnerung nach weisungsgemäß auf dem Schulhof und harrten dort der Dinge, die da kommen sollten. Viele Schüler trugen rote Nelken am Revers – auf Anordnung, wurde mir erklärt. Woher sie die hatten, ist mir nicht mehr bekannt. Aber es gab auch welche, das waren einige aus den höheren Klassen, die hatten sich weiße Nelken angesteckt. Warum nicht? Man schmunzelte darüber. Diese Handlungsweise aber – also das Tragen weißer und nicht roter Nelken an diesem „Feiertag der Arbeit“ – hatte böse Folgen für diese Schüler. Ihr Verhalten wurde als Provokation ausgelegt. Sie wurden verhaftet, den sowjetischen Behörden übergeben und kamen, wenn überhaupt, erst nach vielen Jahren wieder in die zivile Welt zurück.

Wie war das denn nun mit der freien Meinungsäußerung? Die war doch jetzt garantiert, oder etwa nicht? Sollte diese Aktion nicht vielleicht doch ein Hinweis dahingehend gewesen sein, dass wir uns nun nicht mehr alles befehlen lassen wollten, was wir zu tun oder zu lassen hätten? Der im untergegangenen Regime uns anerzogene blinde Gehorsam gegenüber den Anordnungen der Obrigkeit wurde uns doch jetzt zum Vorwurf gemacht. Nun war gegen dieses Befehlsdenken etwas unternommen worden und nun war auch das wieder nicht richtig und führte zu den schon geschilderten Nachteilen für die Betroffenen. Sollte es doch unterschiedliche Formen der Demokratie mit unterschiedlich gearteter „garantierter“ Meinungsfreiheit geben? Welche war denn nun die richtige? Und welche davon wäre durch das Tragen einer andersfarbigen Blume als allgemein üblich zu einem bestimmten Anlass denn gefährdet worden?

## 1947

Zu Beginn des Jahres wurde eine Aktion in der Schule eingeführt, die viel Beifall fand: ab 10. Februar erhielt jeder Schüler pro Unterrichtstag ein Roggenbrötchen, „Schusterjungs“ im Volksmund genannt. Für nicht wenige von uns war es oft das Einzige, was sie damals am Tag zwischen die Zähne bekamen. Auch eine Schulspeisung wurde später eingeführt, doch den Zeitpunkt kann ich nicht mehr genau angeben. Jedenfalls ging von da an jeder außer mit seinen Büchern und Heften nun auch mit Löffel und Kochgeschirr versehen zum Unterricht.

Dann quartierte man uns aus unserer Behausung in der Forststraße wieder aus – die sowjetischen Behörden beanspruchten nun alle Häuser der Forststraße zwischen Schlüterstraße (heutige Bezeichnung) und Im Bogen und wir bekamen ein Quartier in der Gontardstraße zugewiesen. Zum Glück war diesmal der Weg nicht so weit, sodass der Umzug von uns ohne fremde Hilfe vorgenommen werden konnte. Diese neue Evakuierungswelle muss im Herbst 1947 stattgefunden haben.

Im südwestlichen Teil der Brandenburger Vorstadt erfolgten zu dieser Zeit noch weitere von der Besatzungsmacht erzwungene Häuserräumungen. Die Villa Ingenheim war, wie auch andere exponierte Gebäude, schon kurz nach dem Einmarsch der Roten Armee von dieser besetzt worden. Nun mussten in dem zuvor genannten Zeitraum sowohl die angrenzenden als auch die der Villa Ingenheim gegenüberliegenden Häuser in der Zeppelinstraße zwischen Im Bogen und der Kastanienallee von der Zivilbevölkerung geräumt werden. In den Häusern auf der Nordseite der Zeppelinstraße wurden russische Offiziersfamilien untergebracht – die an das Villenareal angrenzenden Häuser wurden als Truppenunterkünfte von der Roten Armee verwendet und verfielen dann auch bald in einen entsprechenden Zustand.

Was in dieser Zeit wirklich in der Villa geschah, ist nicht genau bekannt, denn wegen der hohen Mauer entlang der Zeppelinstraße und der umliegenden Parkanlagen konnte man kaum in das Gelände hineinsehen. In der Bevölkerung wurde die Meinung vertreten, dort habe sich der Geheimdienst eingerichtet. Es war jedenfalls angeraten, einen weiten Bogen um diese Gebäude zu machen.

Inzwischen ergaben sich in der Schule keine wesentlichen Veränderungen, die vom Normalmaß der Ereignisse in dieser Zeit abgewichen wären. Einer der Lehrer, der nur noch eingeschränkt unterrichten durfte, bot sich an, uns auf freiwilliger Basis – das betraf sowohl ihn als auch uns – Kenntnisse der französischen Sprache zu vermitteln. Das war uns allemal lieber, als die

Sprache der Besatzungsmacht unter Druck erlernen zu müssen, und so wurden entsprechende Termine mit ihm vereinbart und auch eingehalten, obwohl hierfür von uns Freistunden geopfert werden mussten. Ein großer Erfolg war dieser Sache jedoch nicht beschieden. Nach wenigen Unterrichtsstunden musste er, wohl auf Anordnung höherer Stellen, sein Engagement beenden. Den Ausschlag gab hierfür wahrscheinlich auch sein Interesse am evangelischen Religionsunterricht – davon wollte die Obrigkeit ja nun überhaupt nichts mehr wissen – und durfte es sicher auch nicht. Unterricht zu erteilen wurde ihm untersagt – wir sahen ihn nicht wieder.

In Gegenwartskunde – Peter W. blieb uns als Lehrer auch in dieser Klasse erhalten – verschärfte sich jedoch die Diskussionen mit ihm. Jetzt brachten wir auch Argumente vor, die unser tägliches Leben betrafen, vom zwangsweisen Wohnräumen bis hin zur noch immer unzureichenden allgemeinen Versorgung ließen wir uns mit seinen Argumenten wie „erforderliche Maßnahmen im Sinne einer höheren Notwendigkeit“ nicht mehr so einfach abspesen. Aus dieser Sachlage ergaben sich dann wieder Bestellungen Einzelner in der folgenden Pause vor das Lehrerzimmer. Aber auch diese Diskussionen waren meist fruchtlos, außer, man hätte sich Peter W.’s Ideen einer neuen Weltordnung angeschlossen und wäre der FDJ beigetreten. Das wäre in seinem Sinne gewesen und dann hätte er jedem Interessierten jede Unterstützung gewährt, die ihm zu geben damals möglich war. Zu mir sagte er anlässlich einer diesbezüglichen von ihm veranlassten Aussprache: „Du gehörst doch nicht zur Arbeiterklasse – familiär gesehen – und dein Vater war doch sogar Parteigenosse – und du willst in ‚unserer‘ neuen Gemeinschaft doch auch irgendwann an einer unserer Universitäten studieren? Wenn du dich uns jedoch nicht anschließen willst, sehe ich für deine weitere Entwicklung kaum eine Möglichkeit.“ Diese Argumentation Peter W.’s auf meine Einwände gegen seine Verherrlichung damals geltender Normen und Zustände kann ich jetzt nur sinngemäß wiedergeben – wörtlich ist mir das nach einer Frist von über fünfzig Jahren nicht mehr möglich.

Persönlich hatte ich nichts gegen ihn einzuwenden – und sofern der Unterricht in normalen Bahnen ablief, gab’s zwischen uns auch keine Diskussionen. Aber sobald die Sache von ihm auf eine politische Ebene gezogen wurde, die von seiner Seite aus nur eine Ausrichtung hatte und bei der er keine andere Meinung gelten ließ, wurden wir zu Gegnern. Kam ich mit meinen eigenen Argumenten in Peter W.’s Unterricht ihm gegenüber in Bedrängnis – gegen einen dialektisch Geschulten konnte mir das als Schüler schon passieren –, dann unterstützte mich Hansi, mein Nebenmann seit der ersten Klasse. Er tat das meist mit nur wenigen Worten – manchmal genügte mir

zur Unterstützung lediglich eine Kopfbewegung von ihm. Das war eben so seine Art, sich mit sparsamen Gesten auszudrücken.

### 1948

Nach einem dreiviertel Jahr, im Sommer 1948, wurden die Häuser in der Forststraße wieder von der Roten Armee freigegeben. Wir mussten unsere Unterkunft in der Gontardstraße wieder verlassen und bekamen ein neues Domizil zugeteilt: das ganze Obergeschoss eines schon länger vom Eigentümer verlassenen Reihenhauses, zwei Zimmer und eine Dachkammer. Sicher hat sich bei der Zuteilung ausgewirkt, dass wir ein Kleinkind bei uns hatten. Das Erdgeschoss bewohnte eine uns fremde Familie.

Meine Mutter hatte inzwischen auch eine geregelte Arbeit gefunden – in der Kartenrücklaufstelle. Diese befand sich in der ehemaligen Kaserne an der Priesterstraße, die in Bauhofstraße umbenannt worden war. Auch andere Straße waren bereits umbenannt worden. Davon in erster Linie natürlich diejenigen, welche die Namen früherer Nazigrößen trugen oder sonstwie an feudale Vergangenheit erinnerten wie zum Beispiel die Junker Straße, der Wilhelm Platz, die Viktoria Straße und viele weitere. Die Aufgabe dieser Kartenrücklaufstelle, in der unsere Mutter jetzt arbeitete, war die Entgegennahme und die Kontrolle der von den Einzelhändlern eingenommenen Abschnitte der Lebensmittelkarten. Diese Abschnitte mussten von ihnen zu großen Bögen zusammengeklebt werden – auf alten Zeitungsseiten oder was sonst zur Verfügung stand – und gaben Aufschluss über die dem Händler zugeteilte und von ihm verausgabte Lebensmittelmenge. Durch ihre Tätigkeit kam meine Mutter nun mit vielen Leuten aus dem ganzen Stadtgebiet in Kontakt. Eine Reihe davon kannte sie ja bereits und erfuhr somit auch viele Neuigkeiten: der ist verhaftet worden und der auch, der ist nach dem Westen geflüchtet und dieser wieder aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Meist waren es die schlechten Nachrichten, die hinter vorgehaltener Hand weitergegeben wurden – andere gab es ja kaum – und auch nicht an jeden. Wem konnte man denn noch trauen?

Und in Verbindung mit Mutters Tätigkeit erhielten wir auch unsere ersten neuen Möbel – von den im gleichen Gebäude wie ihre Dienststelle untergebrachten Tischlern einen weißen runden Tisch mit vier Stühlen. Mit uns ging's aufwärts. Sogar ein Rundfunkempfänger kam wieder irgendwie in unseren Besitz.

Zwischenzeitlich hatte sich der Westen – das waren die für uns in erster Linie direkt zu beobachtenden Anstrengungen und Maßnahmen in den

Westsektoren Berlins – gegenüber den noch immer recht primitiven Verhältnissen in der SBZ enorm weiterentwickelt. Dort drüben – wenn im täglichen Sprachgebrauch das Wort „drüben“ verwendet wurde, waren damit stets der Westen Deutschlands oder die Westsektoren Berlins gemeint – waren nicht nur die Läden voll mit Sachen, die wir kaum dem Namen nach kannten, dort entwickelte sich auch ein völlig anderes kulturelles Leben als bei uns. Über die Lockerheit, mit der dieses dort geboten wurde, hätten auch wir hier gerne verfügt. Seit Februar 1946 gab es im amerikanischen Sektor Berlins schon eine Rundfunkanstalt, die über Drahtfunk die Bevölkerung informierte und mit Musik und Nachrichten versorgte. Diese Sendeanstalt nannte sich damals DIAS (Drahtfunk im amerikanischen Sektor). Mangels eigener Fähigkeiten gelang mir zu der Zeit mit dem Detektor jedoch kein einwandfreier Empfang. Doch mit dem uns jetzt zur Verfügung stehenden Radiogerät – den Antennenanschluss und die Erdung baute ich nach, wie ich es vom Vater gesehen hatte – war der Empfang einwandfrei, insbesondere der starken Sender unseres Bereichs. Radio Berlin – der Ostzonen sender – war für die die Bewohner der SBZ betreffenden Mitteilungen zwar wichtig, wurde aber nur mit begrenztem Interesse gehört. Die von dort gesendeten politisch unverfänglichen uralten Schlager, die Klassenkampflieder und die Kommentare eines Karl-Eduard von Schnitzler gegen die bösen Klassenfeinde im monopolkapitalistischen Westen erfreuten sich keiner großen Beliebtheit. Der AFN (American Forces Network) dagegen, der Sender der amerikanischen Streitkräfte, wurde besonders von der Jugend gerne gehört. Der spielte stets die neuesten Schlager. Hauptsächlich aber wurden die Sendungen des RIAS (Rundfunk im amerikanischen Sektor – die Weiterentwicklung des DIAS) empfangen – nicht nur wegen der Swingmelodien Benny Goodmans und Glenn Millers. Dieser Sender bot noch einiges mehr, z.B. eine Kabarett-Sendung, die wohl eine der beliebtesten damaliger Zeit war, die der „Insulaner“. Hier wurden die Ostzonenverhältnisse so richtig auf die Schippe genommen, und Walter Gross in der Rolle eines ostzonalen Partei„funktionärs“, konnte mit seiner Berliner Schnodderschnauze so richtig zeigen, was er drauf hatte. Die in den Westzonen durften ungestraft meckern – wir nicht. Und nicht unbeeindruckt hörte man in der SBZ sich auch das Schlusslied dieser Sendung an, in dem die Sehnsucht der Berliner, die rings umgeben von der Russischen Zone wie auf einer Insel lebten, und auch unterschwellig deren Befürchtungen zum Ausdruck gebracht wurden. Sie hatten wiederholt, insbesondere die Verkehrs- und Versorgungswege betreffend, unter erheblichen Einschränkungen zu leiden.



„Der Insulaner verliert die Ruhe nich,  
 der Insulaner liebt keen Jetue nich,  
 der Insulaner hofft unbeirrt,  
 det seine Insel wieder'n schönes Festland wird. Ach, wär det scheen.“

Inzwischen hatten sich in Berlin verschiedene Organisationen etabliert, die ihre Aufgabe darin sahen, die Verhältnisse in der Ostzone zu beobachten, Übergriffe zu dokumentieren und die Bevölkerung der Russischen Zone über Entwicklungen aufzuklären. Die Beschaffung von Informationen war für diese Gruppierungen nicht sehr schwierig. Die Berliner Mauer gab's damals noch nicht und der S-Bahnverkehr aus dem Umland nach Berlin war gewährleistet. Also konnten sich Interessierte aus der Ostzone fast ungehindert mit West-Berliner Institutionen in Verbindung setzen. Umgekehrt wär's zwar auch gegangen – aber darüber ist mir bis auf einen Einzelfall nichts bekannt geworden und der arme Junge hat es dann auch bitter bereuen müssen. Er wurde im Ostsektor verhaftet. Kein Bürger aus den Westsektoren ging also freiwillig dorthin oder gar in die Zone, Hamsterfahrten und eventuelle berufliche Verpflichtungen ausgenommen.

Eine dieser in West-Berlin entstandenen Organisationen bezeichnete sich als „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“, abgekürzt „KgU“. Über diese heroische Benennung und, damit verbunden, die dieser Gruppe zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Erreichung ihrer Ziele kann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein. Eines aber hatte sie mit Sicherheit erreicht – hier zeigte sich ein Ansprech-Partner, der offensichtlich unsere Anliegen ernst nahm, und dem schenkte man auch Vertrauen. Und um dieses entgegengebrachte Vertrauen wohl auch zu rechtfertigen, gab die KgU Mitteilungen heraus, die für viele in der Ostzone wichtig waren. Zum einen erfolgten Mitteilungen über Inhaftierte, nach Möglichkeit über deren Haftanstalt und die dortigen Zustände, und zum anderen über die Zuträger von Informationen an die Besatzungsmacht bzw. die ostzonalen Machtinstanzen. Diese Spitzelnennungen erfolgten über den RIAS. Der Vater eines meiner ehemaligen Klassenkameraden wurde dabei auch genannt.

Die Hüter unserer neuen Ordnung waren über diese Tätigkeit westlicher Sender nicht besonders erfreut. Bei Hausdurchsuchungen und ähnlichen Anlässen wurde von ihnen zuerst nach dem Betreten eines Raumes das Radiogerät überprüft. War ein Westsender eingestellt, so hatte der Kandidat schlechte Karten. Man gewöhnte sich beim Verlassen seines Zimmers daran, nach dem Ausschalten des Gerätes stets den Sender zu verstellen. Im Frühjahr kam dann Hanns, mein Schwager, aus der Kriegsgefangenschaft

zurück. Ich sollte ihn an einem Bahnhof in Berlin zu einem bestimmten Zeitpunkt abholen. Zur angegebenen Zeit war ich dort und auch noch eine Menge anderer Leute. Viele davon hatten erwartungsvolle, hoffnungsfrohe Gesichter. Aber es gab auch noch eine andere Gruppe von Menschen, die man in dieser Zeit auf den Bahnhöfen sehen konnte. Fast immer waren es ältere Frauen. Sie hielten Bilder ihrer Männer oder Söhne mit einer kurzen Angabe des letzten Einsatzgebietes und Truppenteils vor die Brust, damit jeder der Vorübergehenden einen Blick darauf werden konnte. Diese hatten sicher keine Nachricht von der Rückkehr ihrer Angehörigen erhalten und hofften, auf diesem Wege vielleicht doch etwas über das Schicksal der Vermissten erfahren zu können.

Hanns war also jetzt wieder da, aber er blieb nur ein paar Tage bei uns. Sein Entlassungsschein galt ja nur für einen gewissen Zeitraum zu Fahrten mit der Bahn und er wollte, sobald als möglich, den östlichen Hoheitsbereich verlassen, in seine alte Heimat zurückkehren und sich eine Existenzmöglichkeit suchen. Er hatte nun für eine Familie zu sorgen und dazu mussten die Grundlagen erst einmal geschaffen werden – noch hatte er ja keinen Beruf. Nach kurzer Zeit hörten wir wieder von ihm. Er war gut in Bayern angekommen und hatte nicht nur aussichtsreiche Pläne, sondern auch die Möglichkeit gefunden, diese zu verwirklichen. Darüber verging erst einmal Zeit. Aber die Versorgung des Kleinen mit Kindernahrung aus dem Westen funktionierte bald recht gut. Darüber brauchte sich meine Schwester kaum noch Sorgen zu machen.

Die Entwicklungen auf der politischen Ebene aber gestalteten sich nicht so hoffnungsvoll. Was ursprünglich als unterschiedliche Meinungsauffassung über Auslegungen vorab getroffener Vereinbarungen in Teheran, Jalta und Potsdam zwischen den Alliierten aus Ost und West begonnen hatte, entwickelte sich zu echten Spannungen zwischen den bisher Verbündeten – der sog. „Kalte Krieg“ begann. Und dieser hatte auch Auswirkungen auf die deutsche Zivilbevölkerung auf beiden Seiten der Elbe. Auch über eine gemeinsame neue Währung für die von ihnen besetzten Gebiete konnten sich die hohen Herren nicht einigen, und so ließ jede Seite eigene Scheine drucken.

Im Juni dieses Jahres ging es dann wieder Schlag auf Schlag. Ein Ereignis nach dem anderen beschäftigte die davon überraschte Bevölkerung.

23. Juni – für die russische Besatzungszone wird eine Währungsreform angeordnet,

25. Juni – die Westsektoren Berlins werden vom Personen- und Frachtverkehr abgeschnitten,

25. Juni – in den Westsektoren Berlins Einführung der westdeutschen Währung (am 20. Juni bereits in Westdeutschland eingeführt),

26. Juni – für die Versorgung West-Berlins wird eine Luftbrücke eingerichtet.

Die Ost-West-Teilung Deutschlands manifestierte sich – der Osten schottete sich immer weiter ab, die Maschen des „Eisernen Vorhangs“ wurden gestrickt.

Der Schulbetrieb lief weiter wie bisher – der Druck auf uns Schüler, der FDJ beizutreten, blieb bestehen.

Die uns nicht nur im Unterricht, sondern auch durch andere Quellen zur Kenntnis gebrachten unleugbaren Verbrechen eines Regimes, in dessen Geist wir bis zum Kriegsende erzogen wurden, und des Größenwahns, der diese Staats-Führung zum Anzetteln des Zweiten Weltkriegs veranlasste, hatte wohl keinen von uns mehr am alten uns anerzogenen Gedankengut festhalten lassen. Auch wir wollten nun eine neue Gesellschaftsordnung, die sich an humanitären und ethisch einwandfreien Gedanken orientiert, unterstützen und aus der uns hinterlassenen Trümmerwüste mit aufbauen helfen. Wenn uns aber die Demokratie – lt. Lexikon eben eine Staatsform, bei welcher der Staat nach dem Willen des Volkes regiert wird – als das „non plus ultra“ ausgewiesen wurde und dann doch wieder nur diejenigen das Wort und das Recht (des Stärkeren, weil durch fremde Macht unterstützt) haben sollten, die am rigorosesten auftraten, so sollten uns doch Zweifel an der Rechtmäßigkeit dieser hochgepriesenen neuen Ordnung zugestanden werden. Vielleicht waren wir hier im Unrecht, aber erklärt hat uns diesen vermeintlichen Widerspruch keiner – es wurde nach wie vor wieder angeordnet und Gehorsam verlangt wie im vergangenen System. Unsere Zweifel blieben bestehen – und unser Misstrauen auch, denn was wir bisher in der neuen Ära erlebt hatten, deckte sich nicht mit den erhabenen Gedankengängen, mit denen sie uns nun offeriert wurde. Dessen ungeachtet haben wir Schüler uns keinem Arbeitsaufwand verschlossen, der zu einer weiteren positiven Entwicklung der damaligen Situation in Stadt und Land hätte führen können. Wir konnten dies vorerst natürlich nur mit den uns zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln tun – unserer Arbeitskraft. In den Sommerferien dieses Jahres nahmen die Schüler der 9. Klasse am Holzeinschlag im Wildpark teil und in den Weihnachtsferien ein Jahr später beschäftigten wir uns mit dem Entrümmern des Gebietes zwischen Kanal und Stadtschloss. Der Schutt wurde für den Neubau eines Sport-Stadions im Lustgartenbereich verwendet.

Nach den in beiden Teilen Deutschlands erfolgten Währungsreformen tat sich einiges: Die Geschäfte im Westen füllten sich, wie schon gesagt, zusehends mit Waren, die bis dahin wohl unter dem Ladentisch gelegen hatten. Nun kamen sie sogar in die Schaufenster. Im Osten sah die Entwicklung etwas anders aus. Da war erst einmal eine staatliche Handelsorganisation aufgebaut worden, in deren Läden Waren angeboten wurden, die zuvor selten oder gar nicht zu haben waren. Doch ein großer Unterschied entwickelte sich zwischen den beiden neuen Währungen – das Ostgeld war wesentlich weniger wert als das im Westen. Dennoch konnten die Bewohner der Russischen Zone durchaus in Geschäften in West-Berlin einkaufen – bei einer Preisumrechnung von 1:7 oder noch höher. Und um diese Einkäufe zu vereinfachen, schossen im Bereich der Zonenübergänge Wechselstuben aus dem Boden – hier konnte das Ostgeld gleich umgetauscht werden.

Zur weiteren Erleichterung von Einkäufen auf West-Berliner Seite richtete man ganze Märkte ein, Buden reihenweise – z.B. in der Nähe des S-Bahnhofs Wannsee –, in denen hauptsächlich die Lebensmittel angeboten wurden, die bei uns nicht zu haben waren. Da gab es Butter, Wurst und Margarine, Schokolade, Bananen, Ananas und Apfelsinen, Tabak und Zigaretten aller Sorten, Fahrradmäntel und -schläuche – ein wahres Schlaraffenland wurde uns hier gezeigt.

Für die Potsdamer war der Markt am Bahnhof Wannsee am günstigsten zu erreichen, und diese Möglichkeit wurde auch genutzt. Dennoch war bei in den Westsektoren getätigten Einkäufen Vorsicht geboten – insbesondere bei der Rückkehr. Wer den Volkspolizeistreifen auf dem Heimatbahnhof mit allzu dicken Taschen auffiel, lief Gefahr, kontrolliert zu werden und konnte mitunter dabei sein ganzes teuer erstandenes Zeug wieder loswerden. Und noch kritischer konnte die Sache für den Betroffenen werden, wenn Druck-Erzeugnisse wie Zeitungen aus den Westsektoren – auch wenn sie nur als Verpackungsmaterial verwendet worden waren – oder ähnliches bei seiner Durchsichtung gefunden wurden. In diesen westlichen Machwerken wurden doch klassenfeindliche Meinungen vertreten und deren Verbreitung konnte nach damaliger Anschauung sogar strafrechtlich verfolgt werden.

## **1949**

Auch dieses Jahr war, wie schon alle vorangegangenen, ein ereignisreiches. Im Mai (12.5.49) wurde die Luftbrücke zu den West-Berliner Sektoren wieder eingestellt – die Einschränkung der Versorgungswege war aufgehoben worden.

Im gleichen Monat, am 23., wurde mit der Verabschiedung des Grundgesetzes in Bonn der Grundstein für die Bundesrepublik Deutschland gelegt. Jetzt gab es also einen westdeutschen Staat, und West-Berlin gehörte von da an als „Bundesland“ zur eben erst konstituierten Bundesrepublik Deutschland. Nicht nur das Stadtbild von Berlin veränderte sich nun äußerlich noch mehr als bisher schon durch die gefüllten und beleuchteten Schaufenster, Leuchtreklamen und die fassadenhohen Filmwerbungen – besonders die Filmtheater in der Gegend um den Bahnhof Zoo und auf dem Kurfürstendamm gaben hier wohl den Ton an. Auch die Menschen wirkten lockerer und freundlicher als die bei uns. Sie hatten eine Reihe von Sorgen weniger als noch vor kurzer Zeit und kein „Großer Bruder“ mahnte sie zu Linientreue, Solidarität und Klassenbewusstsein. Kam man zu einem Kinobesuch oder aus welchem Grund auch immer mal nach drüben, d.h. nach West-Berlin, so hatte man den Eindruck, dort andere Luft atmen zu können.

Den West-Berlinern blieben die von den Bewohnern der Ostzone bei ihnen gewonnenen Eindrücke nicht verborgen. Es wurden Institutionen gegründet, die damit begannen, sich professionell mit der Betreuung der ostzonalen Bevölkerung zu befassen. Wiederholt wurden von diesen Stellen – oder auch nur von einer davon – Veranstaltungen durchgeführt, die ausschließlich zu Gunsten, d.h. mit günstigen Eintrittspreisen, der Ostzonenbewohner ausgerichtet wurden. Dazu gehörten auch Filmvorführungen in der Waldbühne am Olympiastadion.

Aber wie geht das nun mit uns in der Schule weiter? Mir war bekannt, von ehemaligen Absolventen unserer und auch anderer Schulen, dass eine abgelegte Reifeprüfung, das Abitur, noch keine Garantie für den Erhalt eines Studienplatzes war. Dazu wurde auch, von wem und mit welcher Berechtigung auch immer, die „politische Eignung“ des jeweiligen Studienplatzbewerbers überprüft, und wenn diese negativ ausfiel, war's Essig für ihn mit der Erlangung „höherer Weihen“.

In der Mehrzahl der Fälle bekamen die Kinder aus Arbeiter- und Bauernkreisen hier kaum Probleme – aber es reichte schon ein Schatten aus der Vergangenheit des Vaters aus, wenn man sich selbst noch nicht den Gedanken der neuen Zeit offenkundig angeschlossen hatte und der FDJ beigetreten war, keinen Studienplatz zu bekommen. Negative Beispiele dafür gab's genug. Und wenn man's dann doch irgendwie geschafft hatte, war man vor weiterer politischer Beeinflussung auf der Universität oder Hochschule immer noch nicht sicher. Letztendlich führten derartige Verhältnisse zur Gründung einer „Freien Universität“ in West-Berlin Ende 1948 als Ausgleich und

Gegensatz zur bereits bestehenden Berliner Universität im russischen Sektor.

Ich machte mir hier schon Gedanken, denn unter den derzeit gegebenen Umständen sahen meine Zukunftsaussichten nicht gerade rosig aus – es sei denn, ich wäre Peter W's Aufforderung zum Beitritt in die FDJ nachgekommen. Aber dazu fehlte mir die notwendige Überzeugung. Auch von Seiten der FDJ-Schulgruppe wurden weitere Beeinflussungen ausgeübt. Der Leiter dieser Gruppe, Peter St., erklärte eines Tages bei uns im Mathe-Unterricht kurz und bündig, wir lägen mit unseren Bemühungen weit hinter dem Lehrplan zurück. Wir hätten, nach der von ihm hier vertretenen Meinung, schon längst eine höhere Wissensgrundlage erreichen müssen, und dann referierte er über mathematische Fragestellungen, die von uns keiner verstand. Auch Bodo Sch., unser Mathe-As, konnte ihm nach fünf Minuten nicht mehr folgen und der hatte in dieser Richtung wirklich was auf dem Kasten. Dem Grund nach war diese Vorstellung durchaus nicht absonderlich, denn Peter St. war bezüglich seines Wissens über Mathematik ein Wunderknabe – diese Fachrichtung war sein Hobby. Solche (Wunderknaben) gab's und gibt's auch auf anderen Gebieten, ohne dass deren Wissen oder Können sogleich für die Allgemeinheit zur Norm gemacht wird. Mit welchem Recht aber konnte sich dieser FDJler hier erdreisten, unsere Kenntnisse in Frage zu stellen? Unser Mathematiklehrer war Dr. Richter – der musste doch den Lehrplan kennen und zu dem hatten wir Vertrauen –, aber der sagte zu den hier in seiner Unterrichtsstunde erhobenen Vorhaltungen keinen Ton. Er lehnte schweigend am Fensterpfeiler und sah auf den Boden. Dieser versuchte Beweis des Stärkezeigens des FDJ-Schulgruppenleiters sollte nicht überbewertet werden – aber er bezeugte doch, welche Möglichkeiten der obrigkeitshörigen Seite für eine Machtdemonstration zur Verfügung standen. Meine Zweifel wuchsen, an einer weiteren Ausbildung in der Schule nach den gegebenen Umständen festzuhalten, wenn deren Abschluss dann letztendlich nicht nach meinen eigenen Fähigkeiten, sondern nach anderen, politisch ausgerichteten Kriterien, beurteilt wurde. Um – eine andere Lösung hätte es nach abgelehntem Abitur nicht gegeben – eine Lehre, welche auch immer, anzutreten, wäre jetzt eine Fortsetzung meines Schulbesuchs nur reine Zeitverschwendung gewesen. So jedenfalls war zum damaligen Zeitpunkt meine Meinung. Sicher, ich hätte mich den gegebenen Verhältnissen doch nur anzupassen brauchen. Dann aber wäre ich in meinen Augen ein Mitläufer und Dulder eines Systems geworden, von dessen Rechtmäßigkeit und Handlungsweise ich nicht überzeugt war. Diese Gedanken – meine Mutter war nicht gerade glücklich darüber, aber sie verstand

mich – ließen mich an einer Fortsetzung meiner Schullaufbahn zweifeln. Diese Gedanken äußerte ich auch Dr. Richter gegenüber – er gehörte zu den wenigen Bekannten meiner Eltern –, und auch Peter W. erfuhr davon. Das war für mich wieder mit der obligatorischen Bestellung vor das Lehrerzimmer verbunden. Da stand ich nun und wartete. Herr Kölle, unser Physiklehrer, kam vorbei und fragte mich nach dem Grund meines dortigen Aufenthalts. Den sagte ich ihm – „Warten auf Peter W.“ –, und am Hochziehen seiner Augenbrauen konnte ich seine weiteren Gedanken ablesen. Dann kam endlich Peter W. aus dem Lehrerzimmer zu mir, die Pause war schon fast zu Ende, mich diesmal ungewohnt freundlich anlächelnd. Er hätte von meinem Entschluss gehört, sagte er grinsend, und er beglückwünschte mich auch dazu, denn – und das Folgende kann ich wörtlich wiedergeben – wegen meiner „politischen Unreife“ hätte er mich auf keinen Fall zum Abitur zugelassen. Dazu besaß er damals durchaus die Macht – ich hatte meine Situation also doch richtig eingeschätzt. Wir gaben uns zum Abschied nicht die Hand. Mit Ablauf des Schuljahres Ende Juli 1949 hatte ich die Klasse und die Schule verlassen – ein Zeugnis der „Mittleren Reife“ wurde mir zum Abschluss ausgehändigt.

## **Maurerlehre 1949 – 1951**

### **1949**

Schon in den letzten Schultagen hatten Olaf und ich uns überlegt, welchen beruflichen Weg wir nun einschlagen sollten, doch zu einem für uns beide befriedigenden Ergebnis waren wir noch nicht gekommen. Er verließ zum gleichen Zeitraum wie ich die Schule, wenn auch aus anderen Gründen. Ein Arbeitsverhältnis abzuschließen wäre in damaliger Zeit kein Problem gewesen, aber eben nur dann, wenn wir auch eine Ausbildung, eine abgeschlossene Lehre, hätten nachweisen können. Praktiker – in erster Linie Handwerker – waren gefragt. Also erlernen wir ein Handwerk – aber welches – Vorzüge und Nachteile hat ein jedes in irgendeiner Form. Hier gab dann die Anregung meiner Mutter den entscheidenden Ausschlag. Sie hatte in ihrem Arbeitsbereich in der Kaserne am Lustgarten, dort waren zu dieser Zeit außer der ihren noch andere städtische Dienststellen untergebracht, einen Herren kennen gelernt, der mit Bauaufgaben der Stadtverwaltung zu tun hatte. Dieser zeigte ihr die verschiedenen Möglichkeiten einer beruflichen Entwicklung in diesem Sektor auf und aus Anschauungsgründen gab er ihr auch noch ein paar Zeichnungen mit. Diese waren tadellos ausgeführt mit Zeichentusche auf dünnem Zeichenkarton, nicht auf Transparentpapier. Sie haben mich durch ihre präzise Ausführung beeindruckt. Die Anschrift einer nahe gelegenen Baufirma erhielt sie von ihm auch noch. Es war eine der wenigen privaten, die es damals noch gab. Dort gingen wir, Olaf und ich, hin – aber der Chef war nicht da. Also wurde im Büro ein Besprechungstermin vereinbart, zu dem wir uns pünktlich einfanden. Diesmal war der Chef da. Er war nicht sehr groß und alles an ihm war grau – Augen, Haare, Anzug; seinem seriösen Aussehen nach hätte er auch ein Bremer Kaufmann sein können. Er sah nach meinem Empfinden sehr hanseatisch aus, eben so, wie ich mir diese Menschen damals vorstellte. Der hörte sich unser Anliegen an – reserviert, wie das seinem Aussehen entsprach – und erklärte uns dann, wie schwer und auch dreckig die Arbeit auf dem Bau – wenn zur Zeit auch krisensicher – denn wirklich sei. Und er gab uns Zeit zum Überlegen, unser Entschluss sollte auch ernst gemeint sein. Dann fragte er noch, wieso wir denn ausgerechnet bei seiner Firma anfangen wollten. Heutzutage hätten junge Leute in der Baubranche noch andere, vielleicht bessere, Möglichkeiten als in seiner Firma. Damit hatte er sicherlich Recht. Es gab damals schon Baukombinate, so eine Art Vorstufe zu staatlich gelenkten „volkseigenen“ Betrieben, deren Leute fast ausschließlich



im Akkord arbeiteten und dabei gutes Geld verdienten – aber die Qualität der Arbeitsleistung wurde zum einen nicht hoch eingeschätzt und zum anderen stand dort die Ausbildung nicht im Vordergrund. Unsere Meinung darüber sagten wir ihm dann genauso ehrlich und ohne Schnörkel, wie er uns gefragt hatte, und betonten dabei, dass wir bezüglich der Ausbildung zu Privatfirmen mehr Vertrauen hätten. Das gab wohl den Ausschlag. Am 1. August sollten wir also als Maurerlehrlinge bei der Firma Kahmann beginnen, um 7.00 Uhr auf dem Bauhof, Arbeitskleidung und ein Rucksack (für das Werkzeug) seien von uns mitzubringen. So geschah's dann auch. Bezahlt wurde man für seine Arbeit ja nun auch. Das war für mich schon deshalb wichtig, weil ich jetzt meine Mutter etwas entlasten konnte, die bis dahin alle Ausgaben für mich getragen hatte.

Meine erste Wochenlohnzahlung – die Stunden wurden wöchentlich abgerechnet und gezahlt – hatte die stolze Höhe von 5,35 Mark. Die wöchentliche Arbeitszeit betrug einschließlich Samstag, da wurde bis Mittag gearbeitet, so an die 45-48 Stunden. Kurze Zeit später bekam ich schon über 7 Mark in der Woche. Das war für den Anfang schon ganz schön – ein Brötchen kostete damals nur 3 Pfennige. In den HO-Läden war es zwar etwas teurer, dafür brauchte man dort aber auch keine Brotmarken – nur Brötchen hatten die auch nicht immer.

Mein Schwager, jetzt Bürger der Bundesrepublik Deutschland, hatte sich inzwischen in Westdeutschland auch so weit etabliert, dass er meine Schwester und den Kleinen nachkommen lassen konnte. Sie fuhren noch vor Weihnachten nach „drüben“. Die Familienzusammenführung klappte problemlos.

Von unserer Familie befanden sich jetzt nur noch meine Mutter und ich in Potsdam, und dort wollten wir auch bleiben, bis mein Vater wieder zurückkam. Zum gleichen Zeitraum Internierte wie er, auch Bekannte meiner Eltern, waren schon vor zwei Jahren aus der Haft zurückgekommen. Aber über das Schicksal meines Vaters teilten sie uns nichts mit. Sie waren überhaupt sehr schweigsam. Über ihre Erlebnisse erzählten sie nichts – dazu hatten sie sich vor ihrer Entlassung verpflichten müssen. Und nach kurzer Zeit war kaum einer mehr von ihnen erreichbar. Wer nur irgend konnte, hatte sich mit seinen Angehörigen in den Westen abgesetzt.

Am 7. Oktober wurde in Ostberlin die Deutsche Demokratische Republik gegründet – von da an gab es zwei deutsche Staaten.

**1950**

Je länger ich mich mit der praktischen Arbeit auf dem Bau beschäftigte, desto mehr Gefallen fand ich daran. Dieses Interesse bezog sich in der Hauptsache auf das Mauern – da sah man am Abend wenigstens, was man tagsüber geschafft hatte, und der Nachwelt blieb's in der Mehrzahl der Fälle auch noch erhalten – das war schon was. In der Berufsschule lief auch alles problemlos ab, dort hatte ich keinerlei Schwierigkeiten. Nun bestand unsere Berufsschulklasse nicht nur aus Lehrlingen, die so alle in einer Altersgruppe lagen. Wie hatten in dieser Zeit auch viele ältere Jahrgänge in unserer Berufsschulklasse. Diese nannte man damals „Umschüler“. Das waren Leute, die schon einmal einen anderen Beruf ausgeübt hatten oder aber aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen waren und nun wieder berufstätig werden wollten. Für diesen Personenkreis, einige davon waren bereits Familienväter, war es problematisch, wieder ins normale Leben zurückzufinden und nochmals lernen zu müssen. Eine Gesellenprüfung blieb ihnen aber nicht erspart, wenn sie den erwählten Beruf mit entsprechender Vergütung ausüben wollten. Denen wurde zwar eine kürzere Lehrzeit als uns zugestanden, aber wie sollten sie das schaffen? Um sie zu unterstützen, wurde Nachhilfeunterricht erforderlich. Unser Lehrer bat uns um Mithilfe, alles konnte er ja auch nicht machen, und er stellte den Unterrichtsraum nach dem normalen Berufsschulunterricht dafür zur Verfügung. Das war ein Angebot, das ich gerne annahm. Also fing ich an, für die Umschüler nachmittags das Mauern von Ecken in verschiedenen Mauerverbandsausführungen zu erläutern und, das war schon etwas schwieriger, auch die Ausführung von Kaminverbänden und was sonst noch in diesen Bereich gehörte.

Wie wohl in jedem Jahr, so wurde auch in diesem ein Berufswettkampf auf Berufsschulebene durchgeführt, für den verschiedene Leistungen zu erbringen waren. Die praktische Prüfung hierfür erfolgte auf einer Baustelle hinter dem Schloss Babelsberg. Dort sollte irgendein Institut errichtet werden, und wir Berufsschüler unseres Jahrgangs hatten uns zu einem bestimmten Zeitpunkt dort einzufinden. Jeder von uns wurde an ein bestimmtes Mauerstück gestellt, Ziegel und Mörtel waren vorhanden, und nun sollte jeder von uns zeigen, was er bisher gelernt hatte. Von mir wurde bei der Prüfung das Herstellen einer Mauerecke verlangt. Mittags war die Sache wieder vorbei, und irgendwann hat es noch eine schriftliche Prüfung gegeben. Im Endergebnis aber – das war eine ganze Zeit später – stellte sich heraus, ich hatte den diesjährigen Berufswettkampf für den Bereich Potsdam, Brandenburg oder für welchen Bereich auch immer, in meiner Altersgruppe als Bester abge-

schlossen. Das war ja ganz schön, aber deshalb hatte ich noch keinen Pfennig mehr in der Tasche. Viel wichtiger war der damit verbundene Umstand, dass mir in der Berufsschule nun ein Förderausweis ausgehändigt wurde, der mich nach Abschluss der Lehre zu weiteren Studiengängen berechtigt hätte. Jetzt wurde ich also als Vertreter der Arbeiterklasse, als Maurer, anerkannt und für förderungswürdig befunden. Alle Chancen einer weiteren höheren Ausbildung standen mir jetzt offen – was gingen mich da noch die in der Oberschule zum Ausdruck gebrachten Ansichten eines Peter W. an. Aber erst einmal, musste der Lehrabschluss erreicht werden – und bis dahin war noch Zeit. Fest stand allerdings durch meinen Erfolg im Berufswettkampf schon jetzt, dass meine Lehrzeit von normalerweise drei Jahren nun auf zwei Jahre verkürzt werden sollte.

Und wie das nun mit Handwerkern so ist, insbesondere in damaliger Zeit, wir wurden überall gebraucht, und durch diesen Umstand habe ich viele Häuser und Menschen in Potsdam und Umgebung kennen gelernt. Unsere Firma war nicht sehr groß, so an die 25 Leute. Deshalb waren die Baustellen, die wir betreuten – bis auf einen Hallenbau beim Städtischen Gaswerk – nur in einem bescheidenen Rahmen, gemessen an den Baustellen der Baukombinate. Damit wir aus den kleinen Firmen aber auch kennen lernen sollten, wie die großen Unternehmen ihre Baustellen aufzogen und was sie leisteten, schickte uns der Berufsschullehrer zu einer solchen Anlage. Es war eine Großbaustelle irgendwo am Rande von Babelsberg. Dort war eine Reihe von Wohnblöcken errichtet worden und hier sollten wir uns anschauen, was im Wiederaufbauprogramm geleistet worden war. Auch eine eingerichtete Musterwohnung sollten wir uns dort anschauen. Nun, das taten wir dann. Die mit neuen Möbeln eingerichteten Räume sahen auf den ersten Blick ganz passabel aus, und bei der noch immer herrschenden Wohnungsnot konnten für viele da schon Wünsche wach werden. Nur der als Schlafzimmer eingerichtete Raum hat mir nicht gefallen. Entweder war das Zimmer dafür zu klein oder die Möbel zu groß. Die Ehebetten waren hier jedenfalls so aufgestellt worden, dass vom daneben stehenden Kleiderschrank keine Tür ganz geöffnet werden konnte. Es war wohl doch nicht alles so ideal, wie man es gerne gehabt hätte.

Daraufhin schaute ich mir – wo wir doch jetzt schon mal da waren – auch die angrenzenden Wohnblocks an. Die befanden sich im Rohbauzustand, die Wände waren noch nicht verputzt worden. Und ich war nicht wenig erstaunt über das, was ich zu sehen bekam.

Wozu gab es in diesen Häusern noch Treppen, die hätten glatt eingespart werden können, denn dort hätte man an der Wand hochlaufen können. Mit

der hier gezeigten Mauerwerksqualität hätte keiner von uns seine Gesellenprüfung bestanden. Es kam in diesen großen Betrieben wohl doch mehr auf die Normerfüllung als auf handwerkliche Leistung an. Zu unserem Erlebnisbericht gab der Berufsschullehrer keine Stellungnahme ab.

Zu damaliger Zeit wurde in den Betrieben – auch den privaten – eine gewerkschaftliche Vertretung der Belegschaft gefordert. Diese Aufgabe hatte in unserem Fall ein organisierter Geselle übernommen, der in einer Betriebsversammlung verlangte, dass die Lehrlinge ebenfalls einen aus ihren Reihen für derartige Belange Zuständigen benennen sollten. Die Wahl fiel dabei auf mich. Ich habe diesem Vertrauensbeweis auch nicht widersprochen, denn ich versprach mir von einer derartigen Tätigkeit schon etwas Positives für die Kollegen. Um nun meinen neuen Aufgabenbereich besser kennen zu lernen, wurde ich zu einer Gewerkschaftsveranstaltung beordert. Diese fand im Kinosaal des ehemaligen Obelisktheaters statt. Von den dort Anwesenden kannte ich keinen und von dem, was da gesprochen wurde, verstand ich auch nicht viel. Von Planerfüllung war da die Rede – unsere kleine Firma unterlag keinem Plansoll – und von der beabsichtigten Überschreitung gestellter Normen. Und besonders diese Hinweise aus mir nicht bekannten Firmen wurden mit einem enthusiastischen Beifall von den Delegierten quittiert. Irgendwie schien mir hier die Welt nicht in Ordnung zu sein. Diejenigen, die eine Norm zur Erfüllung einer Aufgabe aufgestellt hatten, sollten doch wohl Kenntnis von den damit verbundenen Umständen haben. Wie konnte nun eine sich wie auch immer benennende Brigade – und die trugen oft recht hochtrabende Namen – sich zu einer Übererfüllung von Normen im Voraus verpflichten, von der Begeisterung der Anwesenden getragen, ohne überhaupt zu wissen, ob ihr dazu die materiellen Möglichkeiten zur Verfügung stehen würden? Der Mangel an bestimmten Gütern, Zement zum Beispiel, war ein Hauptproblem in dieser Zeit. Stimmt etwa die Normen nicht oder spielten hier andere Gründe eine Rolle? Mein Bedarf an gewerkschaftlicher Tätigkeit war gedeckt, den Abschluss der Veranstaltung wartete ich nicht ab. Meinen Eindruck habe ich unserem gewerkschaftlich organisierten Gesellen mitgeteilt. Er hat mich zu keiner weiteren Tätigkeit aufgefordert.

Die Umschüler in unserer Berufsschulklasse hatten ihre vorgezogenen altersbedingten Prüfungen alle bestanden. Nur einer blieb übrig, weil er wesentlich später als alle anderen zu uns kam und sein Wissensstand für eine Prüfung noch nicht ausreichte. Der hingte sich nun sehr an Olaf und mich und war intensiv bestrebt, mit uns auch persönlichen Kontakt zu bekommen. Er lud uns aus diesem Grund wiederholt zu sich in seine Privatwoh-

nung ein. Warum sollten wir uns nicht zu Fachgesprächen mit ihm treffen – sowohl Olaf als auch ich hatten zu seiner Wohnung fast einen gleich weiten Weg. Aber an fachlichen Fragen war der Junge anscheinend gar nicht so interessiert – seine Fragen gingen schon sehr in's Persönliche – Familienverhältnisse und so weiter. Da trat eines Tages ein anderer Berufs-Schüler an uns heran, wir kannten ihn beide aus dem Ruder-Verein, und warnte uns: „Wisst ihr eigentlich, dass die Frau von dem Jungen da bei der Volkspolizei ist – der Bursche hört euch doch bloß aus, passt auf.“ Diese Warnung war anscheinend nicht unbegründet. Wir schränkten den Kontakt mit ihm ein. Nach kurzer Zeit erschien er nicht mehr zum Unterricht.

Im Juni 1950 passierte dann etwas, womit im Voraus wohl keiner rechnen konnte. Meine Mutter sagte mir, als ich eines Tages von der Arbeit zurückkam: „Deine ehemalige Klasse ist nach West-Berlin geflohen.“ Sie hatte es von den Eltern von Claus-Peter erfahren, die in der Parallelstraße wohnten. Wie kam denn das? Im Laufe der Zeit erfuhren wir dann Näheres über die Umstände. Die Verhältnisse im Schulbetrieb und hier insbesondere das Verhalten des Lehrers Peter W. bezüglich des von ihm auf die Schüler weiterhin ausgeübten Drucks zum Beitritt in die FDJ hatten die Schüler zur Verweigerung der Teilnahme an seinem Unterricht geführt. Derartige Umstände, welche die Autorität eines, nach damaliger Denkweise, politisch sich einwandfrei verhaltenden Lehrers dermaßen untergruben, konnte sich die Schulverwaltung natürlich nicht bieten lassen. Entsprechende Maßnahmen zur Wiederherstellung der gewünschten Disziplin wurden angedroht, und nach den bisherigen bei Auseinandersetzungen mit höheren Dienststellen gemachten Erfahrungen, insbesondere wenn politische Belange eine Rolle spielten, war für die Beteiligten mit noch Schlimmerem zu rechnen. Um dieser Gefahr einer möglichen Verhaftung aus dem Wege zu gehen, wurde kurz entschlossen von den Betroffenen der Weg in die Sicherheit, in den Westen, also in die Westsektoren Berlins, gewählt. Hier hatte man sich auf derartige Vorkommnisse bereits eingerichtet – es gab dort Auffanglager für politische Flüchtlinge aus der SBZ. In einer derartigen Einrichtung kamen die geflohenen Schüler erst einmal unter. Später hat man sie geschlossen nach Bremen gebracht und ihnen dort ihre weitere Schulausbildung bis hin zur Ablage des Abiturs ermöglicht. Hätte ich damals nach meinen Kontroversen mit Peter W. meinen Schulabgang nicht so konsequent eingeleitet, wäre mein späteres Leben sicher etwas anders verlaufen.

**1951**

Auf sportlicher Ebene habe ich mich mit dem Rudern beschäftigt, und im Herbst des letzten Jahres war wieder ein Neuer in unsere Achtermannschaft aufgenommen worden. Er nannte sich Axel, kam aus Werder und war ein Flüchtling aus dem Baltikum. Sein Vater, der russisch sprechen konnte, erhielt die Leitung eines Magazins der sowjetischen Behörden oder der Truppe in Potsdam, und aus Vereinfachungsgründen zog er dann gleich mit seiner ganzen Familie von Werder aus hierher.

Axel saß im Achter vor mir, auf Platz sieben, er war also der Schlagmann für die Steuerbordseite. Wir sind im Wintertraining – das gab's schon, wenn die neue Trainingsverpflichtung auch erst im Frühjahr erfolgte – öfter mal miteinander gelaufen. Der ebene Weg vom Seekrug bis zur Straßenbahnhaltestelle vor dem Luftschiffhafenportal eignete sich dafür ganz gut, und manchmal drehten wir zusätzlich auch noch ein paar Runden auf der Aschenbahn dort im Stadion. Eine Freundschaft im ideellen Sinn entstand zwischen Axel und mir nicht, aber wir haben uns recht gut verstanden und tauschten natürlich auch unsere Meinungen untereinander aus – die lagen, wie sich bald herausstellte, auf einer Ebene.

Dann wurden in Potsdam wieder Dinge bekannt, die nicht sehr ermutigend waren. Wieder waren zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden und es berührte einen dann immer besonders, wenn die Namen einem nicht unbekannt waren. Hört das denn nie auf? Wer nur irgend konnte, packte seine Sachen, um zuerst einmal über West-Berlin möglichst noch weiter nach Westdeutschland oder auch ins westliche Ausland in Sicherheit zu gelangen. Doch allein schon beim Packen seiner Sachen musste aufgepasst werden. Das sollte nur bei geschlossenen Fenstern und hinter vorgezogenen Gardinen vorgenommen werden. „Fluchtkandidaten“ mussten, insbesondere bei Dunkelheit, mit Beobachtungen rechnen. Diese erfolgten wiederholt von den gegenüberliegenden Straßenseiten aus und auch aus Bäumen, um besser in die Fenster sehen zu können. Diese Umstände berichteten uns Nachbarn aus der Forststraße.

Die Furcht und wohl auch der Zorn in der Bevölkerung – wem konnte man sich noch anvertrauen, mit wem ehrlich reden – wuchsen und zu dem, was man uns hier als notwendige Maßnahmen zur Sicherung des Sozialismus oder mit ähnlichen Schlagworten offerierte, hatte bis auf bestimmte, politisch einseitig orientierte Kreise kaum noch jemand Vertrauen. Auch Olaf kam eines Tages nicht mehr zur Arbeit – es hieß, jetzt sei auch er nach West-Berlin gegangen.

Kann man denn nichts gegen diese Unterdrückung, gegen diese Maßregelungen, gegen diese Bevormundungen und Einschränkungen durch die jetzt die Macht Ausübenden tun? Die Menschen wurden oft unter den unsinnigsten Beschuldigungen verhaftet, soweit man Gründe hierzu überhaupt erfuhr, und dadurch nicht nur sie persönlich, sondern auch ihre Familien in die größten Schwierigkeiten gebracht. Westdeutsche und West-Berliner Instanzen empörten sich in der Presse und im Rundfunk über die hier bei uns herrschenden Zustände. Das konnten die aber auch leicht tun, denn die waren ja in Sicherheit. Aber es war dennoch gut zu wissen, dass andere für unsere Schwierigkeiten Verständnis zeigten, das auch äußerten und nach ihren Möglichkeiten zu helfen versuchten.

Den Krieg hatten wir überstanden, die ersten Tage der Befreiung auch, aber jetzt war es hier sehr problematisch geworden, mit dieser Zeit und ihren Verhältnissen fertig zu werden, die offiziell als Zeit des friedlichen Wiederaufbaus bezeichnet wurde. Wir lebten in einem Staat, der angab, auf demokratischer Grundlage zu regieren und der unermüdlich bestrebt war, vom „Großen Bruder“ aus dem Osten zu lernen. Bei allen sich ergebenden Gelegenheiten wurden die Entwicklung in der UdSSR und ihr großer Führer, der Freund aller Werktätigen, als nachahmenswertes Vorbild von unserer Staatsführung dargestellt und angepriesen.

War das aber wirklich alles so nachahmens- und erstrebenswert? An dieser Form der Demokratie, wie sie uns in der DDR vorgemacht wurde, stimmte doch irgendetwas nicht. Natürlich konnte ein Einzelner gegen dieses damals herrschende Parteisystem nichts ausrichten. Wenn aber keiner zeigt, dass auch andere als die „offiziell“ zum Ausdruck gebrachten Meinungen eine berechnete Grundlage haben, wie soll dann eine Demokratie funktionieren? Und offen auftreten konnte auch keiner, der wäre als „Klassenfeind“ sofort ausgeschaltet worden. Also musste auf andere Art gezeigt werden, dass es im Volk noch andere Meinungen gab, die mit den öffentlich verordneten nicht übereinstimmten. Aber welchen Weg sollte man dabei gehen? Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigte ich mich zu der Zeit – andere taten das vielleicht auch –, als mich Axel um ein Gespräch unter vier Augen bat. Warum nicht – also trafen wir uns nach dem Training. Das muss so Ende März 1951 gewesen sein. Axel war schon am Treffpunkt und ich wunderte mich nur, warum er denn aus den Büschen nicht heraustrat und sich immer wieder nach allen Seiten umschaute. Sein Verhalten wurde mir verständlich, als er mir – sinngemäß – Folgendes anvertraute: Er kenne ja meine Einstellung und er sei ebenfalls der Meinung, man müsse auf irgendeine Weise etwas gegen die bei uns herrschenden Zustände unternehmen.

Die Unmöglichkeit, diese durch offene Opposition beeinflussen zu können, sei auch ihm klar. Dennoch müsste ein Weg gefunden werden können, um zu zeigen, dass das Verhalten und die Willkür dieses Staatsapparates nicht widerspruchlos hingenommen werden. So weit, so gut, aber wie macht man das? Er kenne eine Gruppe von Oberschülern aus dem Raum Werder, die sich schon mit diesen Dingen beschäftigt hätten. Zuerst war sie nur aus eigenem Antrieb und mit eigenen Mitteln tätig geworden, später dann auch mit der Unterstützung West-Berliner Stellen. Von diesen würde sie auch mit Informationsmaterial zur Aufklärung der Bevölkerung versorgt – Flugblätter, Flugblatt-Raketen, Broschüren usw. Und auch gegen die Besatzungsmacht sollten Schritte unternommen werden. Augenblicklich könne die Gruppe in Werder dort nicht weiter tätig sein, denn einige ihrer Mitglieder seien den Sicherheitsorganen der DDR bekannt geworden. Sie konnten sich ihrer Verhaftung jedoch rechtzeitig entziehen, lebten jetzt in West-Berlin und wollten nun von dort aus ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Nur in die DDR – nachdem sie den Behörden dort bekannt waren – könnten sie nicht mehr zurück. Im Klartext: Es wurden neue Leute gesucht, die ihre bisherige in der SBZ ausgeübte Aktivität unter ihrer Leitung weiterführen sollten.<sup>1</sup>

Ich war nicht wenig erstaunt. Es gab also doch schon welche, die bereits gegen die Willkür ankämpften und das schon seit einiger Zeit. Mein Interesse war geweckt – und das sagte ich ihm auch –, deckten sich doch seine Ausführungen mit den Gedanken, die ich nach Kenntnis der letzten Ereignisse in Potsdam auch angestellt hatte. Bisher hatte ich nur von Gruppen gehört, die in Kneipen Volkspolizisten anpöbelten und sich mit ihnen herumprügelten – in solcher Aktivität jedoch sah ich nicht eine gewünschte Beeinflussung der hiesigen Verhältnisse. Um aber nun Einzelheiten über eine aktive Widerstandsarbeit zu erfahren und damit verbundene Risiken abschätzen zu können, wäre ein Gespräch mit den Leuten in Berlin erforderlich. Vielleicht ist doch nicht durchführbar, was die sich da vorstellen. Dazu aber musste man erst einmal mit ihnen reden können. Wir verabredeten also einen Termin zur Kontaktaufnahme. Hier sollte nicht der Eindruck entstehen, wir wären total blauäugig an die Sache herangegangen. Das war durchaus nicht der Fall. Wir waren uns durchaus bewusst, dass derartige Unternehmungen nicht ungefährlich waren. Aber hätten wir weiter untätig zusehen und nichts dagegen tun sollen, was wir als Unrecht empfunden

<sup>1</sup> Zu den Aktivitäten dieser z.T. nur sehr locker miteinander verbundenen jungen Leute und deren Schicksal siehe Anja Spiegel: Die Stasi kam im Morgengrauen – Jugendlicher Widerstand in Werder (Havel) 1950 bis 1953, Werder 2002



haben? Also beschloss ich, Axels Verbindungen zu nutzen und mir Kenntnis über die Möglichkeiten zu verschaffen, auf welchem Wege diesem System Widerstand entgegengebracht werden könnte.

Am S-Bahnhof Wannsee wollten wir uns treffen und fuhren zum verabredeten Zeitpunkt, jeder in einem anderen Abteil, dorthin. Axel ging voraus, ich folgte in erheblichem Abstand, so dass ich stets sehen konnte, in welche Straße er abbog. Dann holte ich ihn vor einem bestimmten Haus, vor dem er stehen geblieben war, wieder ein. Er klingelte am Gartentor und eine nicht sehr schlanke Dame öffnete die Haustür. „Wir möchten zu ...“, sagte Axel. Sie nickte, zeigte nach oben und sagte kopfschüttelnd vor sich hin murmelnd so etwas wie „schon wieder welche“. Erinnern kann ich mich nur noch daran, dass der Nachname des einen, nach dem Axel gefragt hatte, eigentlich ein Vorname war. Heute weiß ich genau, welchen Namen er genannt hatte, Herbert Herrmann, und ich kenne auch noch immer die Lage des Hauses.

Ein junger Mann, etwas älter als ich, kam uns entgegen. Es war Werner Bork. Axel stellte mich vor. Wir gingen nach oben in ein kleines Giebelzimmer, und nun wurde mir noch einmal im Einzelnen erklärt, was mir Axel über die Arbeit der Gruppe in Werder schon angedeutet hatte, und Werner Bork erklärte, dass noch weitere, andere, Aktionen geplant seien. Das alles gefiel mir nicht so recht. Was mir hier gesagt wurde, richtete sich ausschließlich gegen deutsche Dienststellen und Behörden – abgesehen von der Information der Bevölkerung, aber die wurde nach meiner Meinung bereits ausreichend vom RIAS informiert –, also gegen die Vertreter der DDR. Die taten aber doch nur das, was ihnen der „Große Bruder“ erlaubte. Da müsste man meiner Meinung nach ansetzen. Gegen Deutsche wollte ich nichts unternehmen, wohl aber gegen die Besatzungsmacht. In dieser sah ich den Hauptverantwortlichen für die in der SBZ herrschenden Zustände und hierzu hätte ich mir Flugblattaktionen über den von der Roten Armee besetzten Kasernen vorstellen können. Damit wäre die Welt natürlich auch nicht verändert worden – doch Widerspruch gegen ihre Willkür hätte gezeigt werden können. Daraufhin entstand erst mal ein längeres Schweigen. Dann sagte Bork nach einigem Nachdenken, man stehe auch in Verbindung mit einer amerikanischen Dienststelle. Diese hätte in der von mir angedeuteten Richtung zwar noch keine Vorschläge gemacht, aber man bereite sich dort schon auf Verschiedenes vor. Bis zu einer Entscheidung darüber seien die Amerikaner derzeit besonders an der Kontrolle der Roten Armee und an deren Bewegungen interessiert. Hierzu sei die Feststellung von Autonummern der Fahrzeuge der sowjetischen Armee von besonderer Bedeutung. Zufrieden

war ich mit dieser Erklärung zwar nicht, für die vorgebrachten Argumente aber hatte ich schon Verständnis. Die zwischen den ehemaligen Verbündeten ausgebrochenen Spannungen, der „Kalte Krieg“, war ja zur Tatsache geworden. Die „Luftbrücke“, die damit verbundenen und die danach folgenden Umstände hatten es bewiesen. Insoweit war es für das Häuflein der in den West-Sektoren Berlins befindlichen Streitkräfte der westlichen Alliierten sicher sehr wichtig, rechtzeitig erkennen zu können, ob Truppenkonzentrationen der anderen Seite für sie zu einer Gefahr hätten werden können. Dass den Amerikanern und den anderen westlichen Alliierten bekannt war, welche Einheiten der sowjetischen Besatzungsarmee normalerweise in Mecklenburg oder Sachsen stationiert waren, setzte ich bei meiner weiteren Überlegung voraus. Auf Grund dieser Kenntnis hätten Schlüsse zu unnormalen Truppenverschiebungen, gekennzeichnet durch die Feststellung von Fahrzeugen in für diese normalerweise nicht vorgesehene Gebiete, gezogen werden können. Nun gut, hier konnten wir Unterstützung leisten – vorübergehend, wie ich meinte – bis zur Erfüllung weiterer derzeit uns noch nicht bekannter Aufgaben. Darüber sollte noch entschieden werden. Also erklärte ich mich bereit, vorläufig Truppenbewegungen und Kfz-Nummern der Fahrzeuge der Roten Armee festzustellen – Datum, Uhrzeit, Ort und Art des Fahrzeugs und evtl. auch Ort und Unterbringung von Soldaten. Für die probeweise Übergabe diesbezüglicher Feststellungen wurden Zeit und Ort vereinbart – am S-Bahnhof Nikolassee sollte der nächste Treff stattfinden. Aber das war noch nicht alles. Bork erklärte mir nun, dass meine Aktivitäten unter einem Decknamen geführt werden müssten – und den sollte ich mir aussuchen. Überzeugt war ich von einer derartigen Notwendigkeit zwar nicht, aber wenn's denn sein sollte, lassen wir uns also was einfallen. Aber was oder wen? Im unteren Teil eines Bücherregals neben dem Fenster standen verschiedene Bände eines Autors, dessen Name mir bis dahin unbekannt war. „Hesse“ stand da auf den Buchrücken, Vorname Herrmann. Diesen Namen wählte ich als meinen Decknamen aus, jedoch ohne den Vornamen. Über die Notwendigkeit, über meine zukünftige inoffizielle Tätigkeit Stillschweigen zu bewahren, wurde dann auch noch gesprochen – es sollte im Ernstfall niemand in Schwierigkeiten gebracht werden. Das sagte ich natürlich zu, noch ohne zu wissen, wie schwierig das einmal werden sollte. Aber weder meine Mutter noch das Mädchen, mit dem ich damals sehr engen Kontakt hatte, erfuhren von mir je einen Hinweis – das war, wie sich später herausstellte, auch gut so.

Und dann probierte ich die Sache mit den Autonummern aus. Dass die Amis an den Nummern Interesse hatten, war mir schon klar. Aber die damit

verbundene Geheimnistuerei fand ich etwas übertrieben. Die Nummern waren doch kein Geheimnis. Jedermann konnte sie sehen, und mit ihren, den Amis zur Verfügung stehenden offiziellen Möglichkeiten, z.B. über ihre Militärmissionen in der SBZ, hätten sie meiner Ansicht nach sich auch selber darum kümmern können.

Die oft langen Nummern der vorbeifahrenden Militär-Fahrzeuge im Kopf zu behalten, war nur für eine begrenzte Anzahl davon möglich, mir jedenfalls. Ohne Papier und Bleistift ging's also nicht, wenn dabei einigermaßen genaue Angaben erreicht werden sollten. Man lernte, in der Hosentasche zu schreiben, ohne dabei ein begonnenes Gespräch unterbrechen zu müssen. Zu Hause wurden Ort und Zeit den jeweiligen Nummern zugeordnet. Die Anregung jedoch, die Angaben auf Toilettenpapier zu schreiben, um dieses notfalls zu zerkauen und verschlucken zu können, habe ich nicht befolgt. Auf diesem Papier konnte ich keine lesbaren Ziffern hinterlassen.

Ein paar Mal fuhr ich noch nach Wannsee, mit dem Fahrrad über die Glienicker Brücke, den Kilometerberg entlang. Dann wurden andere Treffpunkte vereinbart, z.B. das Gasthaus Moorlake. Das konnte ich mit dem Fahrrad ebenfalls gut erreichen. Aber als ich dort ankam, war zur vereinbarten Zeit keiner zu sehen – also fuhr ich erst mal am Gasthof vorbei und schlich mich über den nördlich davon gelegenen Hügel von hinten wieder an. Von dort oben konnte ich gut gedeckt das Haus beobachten. Und dann kam Bork doch noch. Er war ein bisschen erstaunt, als ich plötzlich vor ihm stand – er hatte mein Kommen nicht bemerkt, weil er nur die Straße beobachtete, nicht das übrige Gelände. So haben wir uns insgesamt fünf- oder sechsmal getroffen. Auf meine Frage, wann an Stelle des Nummernsammelns andere Aufgaben treten würden, konnte mir Bork noch immer keine Antwort geben.

Am Rudern habe ich weiterhin teilgenommen, wenn es aus beruflichen Gründen auch nicht immer ganz einfach war, Trainingszeiten einzuhalten. Meine Sportkameraden befanden sich in ähnlicher Lage und so fehlte ab und zu mal einer aus verständlichen Gründen. Dennoch nahm die Ruderei festere Formen an. Sogar ein ständiger Steuermann wurde uns für diese Saison für unseren „Jungmann-Achter“ zugeteilt. Bis eines Tages, es muss an einem Wochenende so Anfang Juni 51' gewesen sein, wieder einmal einer fehlte. Diesmal war es der sonst immer pünktliche Axel. Das war nun wirklich ungewöhnlich.

Und dann erfuhren wir nach einer weiteren Stunde durch seine Schwester, er würde wohl überhaupt nicht mehr kommen können. Man hatte Axel in den frühen Morgenstunden dieses Tages in der Wohnung seiner Eltern ver-

haftet und in Handschellen abgeführt. Ein Grund für seine Verhaftung war von den Häschern nicht genannt worden.

Diese Nachricht fuhr mir in die Knochen – betraf die Verhaftung unseren Kontakt zu Herbert Herrmann und Werner Bork in Wannsee, hing sie also mit der Gruppe aus Werder zusammen? War ich jetzt auch gefährdet oder lag die Ursache von Axels Verhaftung anderswo? Also ging ich erst mal zur Seite, heraus aus dem die Angelegenheit diskutierenden Haufen, und überlegte, so nüchtern wie möglich: Ich selbst wusste ja nicht, welche Aufgaben er, Axel, in Zusammenhang mit den Leuten aus West-Berlin zu bewältigen hatte. Ich wusste lediglich, dass er zu ihnen in naher Verbindung stand. Was aber wusste Axel im Einzelnen von meiner Tätigkeit in Verbindung mit diesen Leuten? Doch eigentlich auch nichts Genaues. Sicher, bei dem ersten Gespräch in Wannsee war er dabei gewesen – aber weitere Kenntnisse konnte er nicht, jedenfalls nicht von mir, haben. Wir haben uns nach dem Treffen in Berlin nie wieder darüber unterhalten. Und wie verhalte ich mich, wenn ich selbst jetzt in Schwierigkeiten geraten würde? Oder hatte ich die schon? Sprechen konnte ich darüber mit niemandem, nicht mit meiner Mutter, meinem Mädchen, meinen Freunden – die wären sonst vielleicht auch noch in Gefahr geraten. Also, jetzt erst mal den Mund halten und so wachsam wie möglich bleiben.

Die folgenden Nächte schlief ich, meine Mutter hatte davon keine Ahnung, im Trainingsanzug – meine Kammer lag im Dachgeschoss –, um beim geringsten Anlass über das Dach entweichen zu können. Wenn die Brüder kommen, um auch mich zu holen, hätte ich das Treppenhaus in einem Reihenhaus sowieso nicht mehr benutzen können und das Herabklettern über die Regenfallrohre hielt ich auch für eine Illusion – das gibt's nur im Agentenfilm und entspricht nicht echten Gegebenheiten. Ich hatte das zuvor – ohne diese jetzige persönliche Belastung – schon mal mit durchaus negativem Ergebnis ausprobiert. Damals hatte ich nur den Hausschlüssel vergessen. Aber in unserer Reihenhaussiedlung, das hatte ich schon festgestellt, war immer irgendwo ein Dachfenster offen – darin sah ich einen möglichen Fluchtweg, den ich hätte ergreifen können. Aber nichts geschah. Und ich wurde wieder ruhiger – vielleicht hatte Axels Verhaftung doch einen ganz anderen Hintergrund.

Wie nun auch immer, zwei Termine waren für die nächste Zukunft schon zuvor festgelegt worden. Zum einen hatte ich die schriftliche Mitteilung erhalten, dass ich meine Gesellenprüfung – ausnahmsweise, wie schon gesagt, nach zwei Jahren Lehrzeit – am Montag, dem 24. Juni 1951, ablegen

sollte. Zum anderen war für die Zeit vom 22.-23.6.1951 eine Ruderregatta in Halle festgelegt worden, an der auch unser Achter teilnehmen sollte. Vor der Wahrnehmung des Regattatermins sollte jedoch noch, insbesondere für unsere Achtermannschaft, im Seekrug ein Trainingslager für die Dauer einer Woche abgehalten werden. Mein Meister gab mir die Freistellung. Das Trainingslager begann am Wochenende vor der in Halle geplanten Regatta. Untergebracht wurden wir Ruderer der „BSG (Betriebssportgemeinschaft) Willi Sänger“, so nannte sich zu der Zeit der Ruderverein, jedoch nicht im Seekrug – wegen eines Brandes im Dachgeschoss am 14. April standen die dort befindlichen Aufenthaltsräume noch nicht wieder zur Verfügung –, sondern in einem etwas abseits davon gelegenen neuen Gebäude. Das befand sich ein gutes Stück hinter dem Bootshaus. Eine Achtermannschaft aus Magdeburg und eine aus einer weiteren Stadt waren dort auch noch untergebracht worden. Diese sollten ebenfalls in Halle starten. Am folgenden Wochenende sollte in Halle die Regatta stattfinden. Wir aber wollten schon am Donnerstag, dem 20. Juni 1951, am Nachmittag dahin aufbrechen. Zur Mittagszeit saßen die Kursteilnehmer alle im Speiseraum des Seekrugs. Der lag damals der Küche direkt gegenüber. Mit der heutigen Raumfolge stimmt die damalige Anordnung nach meiner Erinnerung nicht mehr überein. Trotz des nicht leisen Tischgeplauders war plötzlich ein fremdes Geräusch unüberhörbar zu vernehmen: das Brummen eines Automotors. Das war zu dieser Uhrzeit ungewöhnlich in dieser einsamen Gegend. Wer hatte außer uns Ruderern hier was zu suchen? Aber irgendjemand wohl doch. Vor der Tür des Speiseraums, im Hausgang, entstand einige Unruhe und Alfred Großkopf, der damalige Vereinsvorsitzende, wurde herausgerufen und kam nicht wieder zurück. Der nächste Aufruf galt unserem Steuermann. Auch er blieb draußen. Ich muss zugeben, ich hatte schon nach dem Herausruf von Alfred ein ungutes Gefühl. Beschreiben kann ich das im Einzelnen nicht, aber ich war beunruhigt. Wohl instinktiv suchte ich nach möglichen Auswegen, falls der Besuch mir gelten sollte. In der Küchentür stand auf einem Schemel der Suppenkessel. Dahinter hantierte der Koch, denn das Essen sollte gleich ausgeteilt werden. Durch die Küche wäre wohl, wenn auch nicht ohne Hindernisse, ein Fluchtweg möglich gewesen. Den normalen Aus- und Eingang hätte ich nicht benutzen können, da befanden sich sicher die mit dem Auto Angekommenen, wer das nun auch immer gewesen sein mochte. Ich war hellwach und dennoch blockiert. Psychologen finden hierfür sicherlich eine Erklärung. Und als der Steuermann dann wieder in der Tür erschien und mir, ohne ein Wort zu sagen, zuwinkte, herauszukommen, war wohl die weitere Entwicklung klar.

Alle möglichen Gedanken schossen mir in diesem Augenblick durch den Kopf. Würde ich jetzt zu türmen versuchen, machte ich mich doch erst recht verdächtig. Normalerweise erfolgten Verhaftungen meist in den Wohnungen der Verdächtigten, um so wenig Zeugen wie möglich zu haben, also seltener in der Öffentlichkeit. Hier aber saß die gesamte Trainingsmannschaft, mehr als zwanzig Zeugen. Vielleicht machte ich mir unnötige Gedanken und die ganze Sache hatte mit Axel und den Berlinern nichts zu tun. Wie nun auch immer, meine anschließende Handlungsweise kann ich deshalb nur damit erklären, dass ich einem Instinkt, keiner logischen Überlegung, folgte. Obwohl ich mir noch irgendwie Hoffnungen machte, hatte ich doch das Gefühl, es geschieht etwas für mich Unabwendbares. Ich ging nach draußen. Im Hausgang standen Alfred, der Steuermann und zwei Zivilisten und schauten mich an. Alfred machte ein betrübtes Gesicht, der Steuermann blickte mit ausdruckslosem Gesicht auf den Boden – er verzog keine Miene. Einer der beiden Zivilisten schien mir nach Kleidung und Aussehen ein Russe zu sein, mit der gedrunghenen Figur eines Ringers. Der andere war ein Deutscher. Der Ringer sprach mich an, in tadellosem Deutsch, und fragte nach meinem Namen. Für meine Anschrift interessierte er sich nicht. Viel später erst fiel mir dieser Umstand auf. Er musste genau gewusst haben, wo ich mich zu diesem Zeitpunkt befinden würde, also weder in der Firma noch zu Hause. Dort hatte, wie ich später erfuhr, auch keiner nach mir gefragt.

Ich nannte ihm meinen Namen – ihm einen falschen zu nennen, wäre im Beisein Alfreds und des Steuermannes sinnlos gewesen. Er nickte und erklärte mir nun, ich würde dringend als Zeuge auf dem Amtsgericht gebraucht und dorthin sollten sie mich gleich bringen. Nanu, was sollte das denn jetzt – dann waren ja meine ursprünglichen Bedenken doch grundlos gewesen? Irgendwie war ich zwar froh über diese neue Entwicklung und auch darüber, dass ich mich durch meine ursprünglichen Befürchtungen nicht zu irgendwelchen, sich nun als sinnlos erweisenden, Handlungen hatte hinreißen lassen. Aber spanisch kam mir die Sache noch immer vor, wenn ich auch jetzt etwas erleichterter war. Nur für die Beibringung einer Zeugaussage war das hier doch ein ziemlich hoher Aufwand? Und in welcher Sache hätte ich etwas auszusagen gehabt? Ich konnte mich an keine entsprechende Angelegenheit erinnern. Auf meine Frage, in welcher Angelegenheit ich denn als Zeuge aussagen sollte, antwortete der Ringer nur, er wüsste das auch nicht und der Richter würde mir das dann schon noch sagen. Auch meine weitere Frage über die eventuelle Zeit der Rückkehr wurde ausweichend beantwortet – nach dem Essen sollte die Achtermann-

schaft doch zur Vorbereitung auf die Regatta am Wochenende nach Halle fahren. Na gut, dann musste ich eben zusehen, wie ich dorthin nachfahren konnte.

Bevor wir losgingen, bat ich noch, schnell die Toilette aufsuchen zu dürfen – ganz beruhigt war ich noch immer nicht. Diese besaß ein Außenfenster und vielleicht war's für mich doch besser, möglichst noch abzuhaufen. Mein Wunsch wurde mir anstandslos gewährt, aber der Ringer ging mit – und dann sah ich durch das Fenster noch einen dritten Mann. Das war, wie sich später zeigte, der Fahrer des Wagens. Der hatte sich so hingestellt, dass er die Rückfront des Seekrugs und die westliche Giebelseite, die Küchenseite, beobachten konnte. Also wäre ein Entkommen durch die Küche, woran ich ursprünglich dachte, und hier durch das Toilettenfenster ungesehen nicht möglich gewesen, und außerdem war dieses Fenster hier, nach meiner Erinnerung, vergittert.

Meine Bedenken wuchsen wieder – diese ganzen Umstände wegen einer Zeugenaussage? Aber ändern konnte ich jetzt nichts mehr an dieser Situation – Alfred und der Steuermann gingen zurück in den Essraum und meine Begleitung mit mir hinüber in den Schlafräum im anderen Gebäude. Zum einen, damit ich mich umzuziehen konnte – im Trainingsanzug vor dem Kadi zu erscheinen, war wohl nicht angebracht – und zum anderen, um meine übrigen Sachen zu holen – die würde ich später in Halle brauchen und der Schlafräum sollte ja bis zum Abend wieder geräumt sein. Auf dem Weg dorthin ging der Ringer links neben mir, in seiner Jackentasche klapperte es metallisch.

Das sei das Magazin seiner Pistole, sagte er zu mir. Er hatte meinen skeptischen Blick wohl bemerkt und fuhr fort, ich solle besser keine Schwierigkeiten machen. Na gut, man hatte mich weder durchsucht noch mir Handschellen angelegt, und freundlich waren die Jungs hier zwar nicht gerade, aber korrekt. Was hier ablief, passte nicht zum üblichen Schema bisheriger Verhaftungen, deren Ablauf mir in verschiedenen Berichten anders geschildert worden war. Dann fuhren wir los. Ich saß auf der Rückbank neben dem Deutschen. Aber zum Amtsgericht fuhren wir nicht, da hätten wir am Luisen Platz nach links abbiegen müssen. Jetzt fuhren wir weiter nach rechts. Mein diesbezüglicher Hinweis an den Fahrer wurde unwirsch beantwortet – ich solle gefälligst still sein, sie würden schon richtig fahren. Die Fahrt ging weiter in Richtung Lustgarten und dann in den Hof der Kaserne an der Bauhofstraße – jetzt gab's keinen Irrtum mehr. Dort war in dem Gebäude vor einiger Zeit eine Dienststelle des Ministeriums für Staatssi-

cherheit eingerichtet worden. Die Achtermannschaft brauchte jetzt wieder einen neuen Mann.

Und noch etwas sollte in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Von meiner Verhaftung erfuhr meine Mutter erst nach vier Tagen, an dem Montag also, an dem ich meine Gesellenprüfung hätte ablegen sollen, und sie wird sich über meine aus Halle nicht rechtzeitig erfolgte Rückkehr sicher Sorgen gemacht haben. Etwa zwanzig Leute waren Zeuge meiner Verhaftung geworden. Einige davon kannte ich schon seit mehreren Jahren und hatte mit ihnen nicht erst seit gestern in einem Boot gesessen. Doch keiner von ihnen, auch nicht die Vereinsleitung und auch nicht der Steuermann, hatten es für nötig befunden, meiner Mutter von dem Vorfall zu berichten. Das tat nach vier Tagen erst ein völlig Unbeteiligter – ein Ruderer aus dem Jugendachter. Dieser wohnte mit seinen Eltern in einem Reihenhaus am Anfang unserer Straße. Bei seinem Training hatte er zufällig von meinem Missgeschick erfahren. Und der, Peter L., handelte sofort und menschlich und ohne Rücksicht darauf, dass ihm von der Obrigkeit die Anteilnahme am Schicksal eines Verhafteten hätte negativ ausgelegt werden können. Er war der Einzige aus dem Verein, der zu meiner Mutter ging und sie über die Ereignisse informierte. Die von diesem damals wohl Sechzehnjährigen hier gezeigte Form von Zivilcourage rechne ich ihm noch heute hoch an. Der hatte sich nicht geduckt, der hatte gehandelt.



## Staatssicherheitsdienst

### 20. Juni – 16. Juli 1951

Wir durchfuhren die Kaserneneinfahrt, blieben auf der östlichen Seite des großen Kasernenhofes und hielten in der südöstlichen Ecke desselben vor einem großen Stahlblechtor an. Dieser ganze von einer hohen unverputzten Mauer umschlossene Bereich war vom übrigen Kasernengelände völlig abgeschlossen. In den kleinen kahlen Innenhof, in den wir jetzt hineinfuhren, konnte man von außen wegen der Mauerhöhe nicht hineinsehen – zwei Volkspolizisten, in Uniform, erwarteten uns dort schon.

Der Russe, der Ringer, übernahm die weiteren Anordnungen und befahl mir: „Aussteigen, an die Wand stellen!“ und wies mit der Hand auf eine Stelle der Umfassungsmauer. Als ich an der angegebenen Stelle stand, brüllte er mir hinterher: „Umdrehen, das Gesicht zur Wand!“ Also drehte ich mich um. Was hinter mir geschah, konnte ich jetzt nicht mehr sehen. Aber zuvor hatte ich noch feststellen können, dass sich an der Hauswand, jetzt also hinter mir liegend, ein großer Hundezwinger mit beachtlichem Inhalt befand, schöne Tiere mit schönen Zähnen. Die spielten jetzt verrückt und machten einen höllischen Lärm.

Die zwei Vopos hatten von meiner Begleitung irgendwelche Papiere erhalten. „Mitkommen!“, knurrte mich der eine an – der Ton war nun noch unfreundlicher. Dann gingen sie, einer vor mir, einer hinter mir, durch eine schmale Blechtür mit mir ins Haus, eine kleine Treppe hinauf in die Wachstube und übergaben mich und die Papiere dort dem Wachhabenden. Der saß hinter einem fast leeren Schreibtisch. Im Raum standen noch ein leerer Tisch, einige Stühle und zwei weitere Vopos, die mit gekreuzten Armen an der Wand lehnten. Auffallend war in dem Raum noch eine grellweiße Wandfläche in der Art einer Filmleinwand. Ein Stuhl wurde mir nicht angeboten.

Dann ging's ganz dienstlich weiter. Der Diensthabende nahm meine Personalien auf und dann kam der Befehl „Ausziehen, die Sachen hier auf den Tisch!“ Ich schaute den Kerl wohl etwas zu erstaunt an, was soll das denn? Und die zwei anderen dort lösten behutsam ihre verschränkten Arme und schauten interessiert zu mir herüber. So geht das hier also – na, denen gönnte ich das Vergnügen nicht, sich hier auf meine Kosten körperlich vergnügen zu dürfen. Gegen diese ausgebildeten Kerle da, die anscheinend nur auf eine Gelegenheit warteten, mir ihre – zumindest körperliche – Überlegenheit zu beweisen, hätte ich, obwohl ziemlich durchtrainiert, keine Chan-

ce gehabt. Also fing ich an, mich auszuziehen und legte meine Sachen auf den Tisch.

Für viele mag es eine entwürdigende Situation sein, sich vor völlig Fremden ausziehen zu müssen. Dass diese Maßnahme der Beeinflussung der Verhafteten dienen sollte, sich als unterdrückt, hilflos und der Gewalt ausgesetzt zu fühlen, um ihre Widerstandskraft zu beeinflussen, war mir sofort klar. Ich selbst aber war durch das nach dem Rudertraining stattfindende Duschen und Umkleiden gewohnt, auch mal unbekleidet von Fremden gesehen zu werden – wer kannte schon alle Mitglieder konkurrierender Mannschaften. Der Befehl beeindruckte mich deshalb nicht besonders. Also zog ich mich erst mal bis zur Turnhose aus. „Die auch!“, schnauzte mich der Wachhabende an – na gut, wenn seine Seligkeit davon abhängt, dann eben auch noch diese. Die zwei anderen, inzwischen mit der Untersuchung meiner auf dem Tisch liegenden Kleidung beschäftigt und dabei das Innenfutter der spitzen Revers meines Jacketts auftrennend, waren sichtlich von meiner Reaktion enttäuscht. Ich sah ihren Gesichtern an, sie hätten doch so gerne eingegriffen. Dafür gab ich ihnen jedoch keinen Anlass. „Kniebeuge!“, war der nächste Befehl. Der hatte keinen sportlichen Hintergrund, man wollte nur in sämtliche Körperöffnungen sehen können, ob da nicht vielleicht versteckte Geheimdokumente zu entdecken gewesen wären. Das war natürlich nicht der Fall und so durfte ich mich nach erfolgter Inspektion mit behördlicher Genehmigung wieder anziehen.

So blauäugig mein Verhalten vor der Verhaftung aus heutiger Sicht wirken mag – jetzt war ich voll da und bemüht, mit heilen Knochen aus dieser Situation herauszukommen und meine körperliche Unversehrtheit so wenig wie möglich zu gefährden. „Den Gürtel her und die Schnürsenkel raus!“, waren die nächsten schroffen Befehle. Auch denen kam ich nach. Kein Gefangener sollte offensichtlich die Möglichkeit erhalten, durch ihm normalerweise zur Verfügung stehende Mittel sein Leben unter diesen Umständen hier selbst beenden zu können.

Meine Trainingstasche und die darin enthaltenen Utensilien wurden ebenfalls genauestens untersucht und mir dann mitgeteilt, diese Gegenstände würden vorläufig für mich in Verwahrung genommen – im Klartext, das Zeug, einschließlich der Dinge wie Zahnbürste und Waschzeug, die man für ein ziviles Leben benötigt, war ich erst mal los.

„Mitkommen!“, war dann der nächste Befehl, und der ältere von den beiden Vopos erklärte mir, der „Häftling“ – das war jetzt ich – habe stets vor dem Wärter zu gehen, die Hände dabei auf dem Rücken zu halten und seinen Anordnungen, z.B. beim Warten bis zum Öffnen einer Tür, unbedingt

Folge zu leisten. Bei jedem Halt hätte ich mich mit dem Gesicht zur Wand zu stellen. Und dann ging's los, zur Zelle. Die Gänge waren kahl und von bedrückender Eintönigkeit – eine Zellentür neben der anderen. Im Haus hier herrschte Totenstille – nur unsere Schritte waren zu hören, und der ungewohnte eklige Geruch nach Desinfektionsmitteln reizte die Nase. An den Gängecken befanden sich so ab Schulterhöhe große Spiegel, schräg angeordnet, deren Bedeutung mir nicht gleich klar wurde. Dann kamen wir an einem Gänge vor einer Zelle an. Daneben befanden sich noch weitere Zellentüren. Er schloss die mittlere Tür auf und schob mich in die Zelle. Ratsch, die Tür war wieder zu. Nun stand ich da in meiner neuen Unterkunft – sehr wohl fühlte ich mich zu diesem Zeitpunkt nicht. Hinter mir die verschlossene Tür, vor mir eine weiße Wand. Wo kommt das Licht her, denn dunkel war's in diesem Raum ja nicht? Der Türseite gegenüber befand sich in einer Höhe, die ich im Sprung von der Fußbodenebene aus nicht erreichen konnte, ein kleines vergittertes Fenster. Jede Anstrengung in dieser Richtung konnte ich hier vergessen.

Zwei Betten, das Bettzeug blau-weiß kariert, an jeder Wandseite eines, bei jedem Bett ein Schemel, das war die Einrichtung. Ein WC gab es nicht. Mit letzterem verbundene Angelegenheiten waren mit Hilfe eines Kübels zu erledigen. Ein Deckel für dieses Gefäß war auch vorhanden.

Ich warf mich auf das rechts von der Tür stehende Bett und fing an zu überlegen. An der derzeitigen Situation konnte ich jetzt nun nichts mehr ändern, aber warum war ich denn überhaupt hier? Hing diese ganze Aktion nur mit den Berlinern zusammen oder war da noch was anderes im Spiel? Weiter kam ich mit meinen Gedanken nicht – der Schließer musste mich durch den Türspion beobachtet haben. Er donnerte mit der Faust an die Tür und brüllte: „Wir sind hier kein Hotel, die Betten dürfen am Tage nicht benutzt werden! Zum Sitzen ist der Schemel da!“ Also gut, ich stand wieder auf und setzte mich auf einen der Schemel. Was sollte ich mich mit dem Kerl da anlegen?

Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. In eine vernünftige Reihenfolge konnte ich sie nicht bringen. Weshalb war ich jetzt hier? Was wussten die von mir? Weiß die Mutter von meiner Verhaftung? Was wird aus meiner Gesellenprüfung? Ich kam zu keinem Ergebnis.

Irgendwann wurde die Tür wieder aufgerissen, ich erhielt etwas zum Essen, viel war's nicht, und irgendwann musste ich trotz meiner ständig kreisenden Gedanken doch eingeschlafen sein. Am kommenden Tag fing der normale Ablauf des Haftalltags an: Wecken – zu welcher Uhrzeit, weiß ich nicht mehr – Betten machen, Kübel ausschütten – Zelle säubern – Zellenkontrolle

des Schließers, ob alles in Ordnung war – dreimal am Tag Verpflegung empfangen. Die war weder gut noch ausreichend, aber das hier war kein Hotel, wie mir am ersten Tag mitgeteilt wurde.

Geräusche aus dem Haus waren wegen der dicken Wände nicht zu vernehmen. Ich hatte zeitweise den Eindruck – von der Welt abgeschnitten –, in diesem Haus das einzige Lebewesen zu sein. Eine geradezu bedrückende Stille herrschte hier. Aber es mussten noch andere hier sein – manchmal war an der Wand auf meiner Bettseite ein leises Klopfen zu vernehmen. Das waren keine Morsezeichen, wie ich feststellte, aber was hatten sie zu bedeuten? Ich klopfte nun ebenfalls an die Wand, aber als Nachrichtenübermittlung erkannte ich die Sache nicht – und das Klopfen von nebenan wiederholte sich auch nicht mehr. Vielleicht war da drüben nur einer einsam und wollte mal ein Lebenszeichen von woanders her hören.

Wenn sich aber in diesem Haus etwas vernehmbar rührte, geschah dies meist in der Zeit vor Mitternacht. Das war, nach meiner Erinnerung, jedoch nicht häufiger als zweimal in der Woche der Fall. Da fuhren spät in der Nacht Fahrzeuge vor, die Motorgeräusche waren deutlich zu hören und die Hunde bellten. Der Hundehof, den ich bei meiner Ankunft kennen gelernt hatte, musste genau unterhalb meiner Zelle liegen. Vielleicht wurden da wieder welche gebracht oder sind weggefahren worden – ich wusste es nicht.

Das ging so einige Tage – nichts passierte, außer dass ich an irgendeinem Vormittag zum Fotografieren in einen Kellerraum geführt wurde. Ich hatte dabei auf einem speziellen Stuhl Platz zu nehmen und ein schmales Pappschild vor die Brust zu halten – was da drauf stand, kann ich nicht angeben, denn als ich es umdrehen und lesen wollte, ging die Brüllerei gleich wieder los „Stillsitzen, nicht bewegen!“. Drei Aufnahmen wurden gemacht, eine von vorne und von jeder Seite eine. Meine Fingerabdrücke hatte man mir schon bei der Einlieferung auf der Wache abgenommen.

Eines Tages kam ein weiterer Häftling in die Zelle, er war etwas älter als ich. Der war schon länger hier – jedenfalls sagte er das. Dem konnte ich nun wenigstens einige Fragen stellen. Von ihm erfuhr ich, was die Sache mit dem Klopfen auf sich hatte. Die Klopföne bezogen sich auf das Alphabet: a = 1-mal klopfen, b = 2-mal klopfen und so weiter. Das war ja nun wirklich simpel und ich ärgerte mich, nicht selbst auf diese einfache Lösung gekommen zu sein. Ein bisschen umständlich fand ich's auch – u = 21-mal klopfen, das dauert doch viel zu lange, bis man da ein Wort durchgegeben hatte. Der Schließer hätte das ebenfalls hören und verstehen können und der pennte doch auch nicht. Also, überzeugt war ich von dieser Art der Nach-

richtenübermittlung noch nicht – aber etwas Besseres fiel mir auch nicht ein.

Mein neuer Zellengenosse wusste noch viele weitere Dinge über dieses Haus. Er sprach von Zellen, in denen die Häftlinge knietief im Wasser stehen mussten, von Zellen mit schrägem Boden, auf dem man weder stehen noch sitzen konnte, von Zellen, die mit Lautsprechern versehen waren, die unaufhörlich dröhnten und keinen Schlaf zuließen, und er vertrat die Meinung, dass letztendlich nach derartigen Beeinflussungen jeder Häftling über kurz oder lang in die Lage versetzt wurde, entweder jeden Widerstand gegen die Staatsgewalt aufzugeben oder aber den Verstand zu verlieren. Ich habe keine dieser Einrichtungen kennen gelernt. Aber ich machte mir so meine Gedanken. War dieser Junge hier echt? Über die Umstände, die ihn hier in diese Lage gebracht hatten, schwieg er sich auf meine direkten Fragen hin aus. Der Wärter behandelte ihn zwar genauso grob wie mich, aber ich beschloss, ihm gegenüber vorsichtig zu sein. Über die Hintergründe der nächtlichen Fahrzeuggeräusche aber konnte er mich aufklären: wenn gleichzeitig mit den Motorgeräuschen die Hunde toben, würden Transporte zu anderen Gefängnissen zusammengestellt, meist so ab 22.00 Uhr und meist zur Lindenstraße – das gefiel mir nun wirklich nicht. Dort hatten sich im ehemaligen „Kommandantenhaus“, sowie in dem sich südlich daran anschließenden Wohngebäude und im dahinter liegenden Gefängnis des ehemaligen Amtsgerichts mit Zugang von der Junkerstraße, Dienststellen der sowjetischen Sicherheitsdienste im Auftrage des NKWD eingerichtet. Der ganze Komplex war straßenseitig, auch an der Ecke und in die Junkerstraße hinein, mit einem fast 3 m hohen geschlossenen Bretterzaun mit oberer Stacheldrahtsicherung zu den anderen Straßenbereichen abgegrenzt worden. Dort saßen die „Grünen Mützen“, und jeder Potsdamer machte um diese Anlage einen großen Bogen. Mit diesen Kerlen – im Volksmund noch immer als „GPU“ bezeichnet – wollte keiner etwas zu tun haben. Aus dieser Mitteilung meines Zellengenossen ergaben sich folglich keine schönen Ausichten.

Bis jetzt war ich noch nicht zum Verhör geholt worden, und wie das dann ausgeht, musste nun wohl oder übel abgewartet werden. Was wollte man mir denn auch nachweisen? Ich war noch immer ziemlich sicher, dass von meiner Tätigkeit nichts bekannt sein konnte. Das Feststellen von ein paar Autonummern hielt ich nicht für ein Kapitalverbrechen, und zu weiteren Aktionen war ich noch nicht gekommen.

Am fünften oder sechsten Tag nach meiner Inhaftierung holte man mich zum ersten Verhör. Hinter einem Schreibtisch in einem schmucklosen Bü-

rozimmer im ersten Stock saß gekrümmt ein kleiner Mann in ungepflegter Kleidung und las in einem Stapel von Unterlagen. Das Tragen von Krawatten war zu der Zeit, insbesondere in den unteren und mittleren Beamtenkreisen, nicht mehr üblich. Es sollte durch die Art der Kleidung ausgedrückt werden, dass man auch „Proletarier“ war und zur „Arbeiterklasse“ gehörte. Bei meinem Eintritt schaute er nur kurz auf. Den Wärter entließ er mit einer Handbewegung. Mich wies er in eine Ecke des Zimmers und las weiter – einen Platz auf dem Schemel vor seinem Schreibtisch bot er mir nicht an. Da stand ich nun und schaute aus dem Fenster auf die Bäume der gegenüberliegenden Straßenseite, den Lustgartenwall – im Zimmer gab's ja nichts weiter zu sehen –, als er mich plötzlich, nicht ohne Schärfe in der Stimme, fragte, ob ich denn wisse, warum ich hier sei. „Nein“, antwortete ich ihm wahrheitsgemäß. Daraufhin grinste er mich vielsagend an und sagte: „Wir werden ja sehen“, und dann fing er an, von sich selbst zu erzählen. So hatte ich mir ein Verhör beim Staatssicherheitsdienst der DDR nicht vorgestellt. Er erzählte mir also, er sei von der Gestapo verhaftet worden und hätte eine Zeit im KZ verbracht. Während seiner Verhöre sei er nicht gerade gut behandelt worden. Man hätte ihn dort aus nichtigem Anlass durch eine Glastür gestoßen, und zum Beweis zeigte er mir seine kreuzförmigen Narben im Gesicht, die neben den Augen deutlich zu erkennen waren.

Dann herrschte er mich unvermittelt an – was sollte dieser Stimmungswechsel –: „Drehen Sie sich um und sehen Sie sich die Wand genau an. Was sehen Sie da?“ Ob er Sie oder Du sagte, ist mir entfallen. Ich drehte mich also um und schaute mir die Wand an. Die Wand war weiß gestrichen, der Anstrich recht gut ausgeführt. Das konnte ich beurteilen, denn mit Anstricharbeiten hatte ich mir als Lehrjunge ab und zu was nebenbei verdient. Auf der Wand war nichts außer der Farbe zu sehen und das sagte ich ihm auch. „Keine Blutflecken?“, fragte er höhnisch. „Nein, keine Blutflecken.“, antwortete ich. „Das ist auch kein Wunder“ – er sprach jetzt wieder in vernünftigem Ton –, „denn wir haben solche Methoden nicht nötig. Wir schlagen niemanden, denn mit unseren Mitteln bekommen wir sowieso alles heraus.“ Er sagte mir jedoch nicht, welche „Mittel“ er meinte.

Jetzt durfte ich mich auf den Schemel setzen, meine Personalien wurden nochmals abgefragt und dann begann das Verhör. „Sie wissen also nicht, warum Sie hier sind. Aber sie kennen doch ...?“ Und dann folgte eine Liste mit ca. zwanzig Namen, von denen mir nur zwei bekannt waren. Der eine davon war Axels Name und der andere der Werner Borks. Die Bekanntschaft mit Axel abzustreiten, wäre unsinnig gewesen, da hätte er sich nur im Ruderclub zu erkundigen brauchen – die gab ich also zu.

Dann fragte er nochmals nach Werner Bork – dass ich von den anderen Namen keinen kannte, wollte er mir nicht glauben, aber er nahm es erst mal hin –, und ich sagte wieder „Nein, kenne ich nicht.“ „Sie brauchen hier doch nicht zu lügen und den Helden zu spielen.“, sagte er spöttisch. „Wir wissen doch schon alles über Sie.“ Und dann berichtete er mir – mit Genuss, das konnte ich ihm ansehen –, welche Aufgaben ich von Bork erhalten hätte, nämlich das Sammeln von Autonummern und das Einholen von Auskünften über die sowjetische Besatzungsmacht. Und zum Nachweis seiner Ausführungen zeigte er mir einen Kalender, so ein flaches Blatt, wie sie manchmal den Tageszeitungen beiliegen, in dem mit Rotstift eine Reihe von Daten gekennzeichnet waren. „An diesen Tagen waren Sie in Wannsee.“, sagte er triumphierend.

Jetzt war ich wirklich überrascht – zumindest das erste und die drei letzten Daten stimmten, so viel konnte ich auf die Schnelle erkennen. Das Datum des Treffens in Moorlake aber habe ich nicht auf seinem Blatt sehen können. Der Junge bluffte also nicht, der war besser informiert, als ich je hätte ahnen können. Ich gab also das zu, wovon ich annehmen musste, dass er davon Kenntnis hatte. Im Notieren von Kfz-Nummern sah ich kein Staatsverbrechen und meine Mitteilungen über die Besatzungsmacht waren auch keine Staatsgeheimnisse.

War Bork auch hier? Nur der wusste doch Genaues über meine Tätigkeit. Wohl war mir zu diesem Zeitpunkt wirklich nicht in meiner Haut. Bezüglich der Namen, nach denen er immer wieder zwischendurch fragte – „Sie haben in Wannsee doch den ... getroffen. Der war doch zur gleichen Zeit wie Sie dort.“ – kamen wir zu keiner Übereinstimmung. Ich kannte diese Leute nicht und das hatte er letztendlich wohl auch eingesehen.

Aber woher hatte er sein Wissen über mich und meine Tätigkeit? Mit dieser nicht gelösten Frage schickte er mich wieder zurück in die Zelle. Mein Zellengenosse war noch da und fragte natürlich, bei wem ich denn jetzt gewesen wäre. Vom Verhör erfuhr er von mir nichts, nur wo und bei wem ich war und dass ich nach vielen Namen gefragt wurde, die ich alle nicht kannte. Damit hatte ich ihn ausreichend informiert und das nicht ohne Hintergedanken. Sofern er ein Zellenspitzel war, sollte er genau das weitergeben, was ich ihm gesagt hatte. Und wenn nicht, so blieben meine Hinweise ohne Bedeutung. Ich konnte ja nicht nachprüfen, ob seine Fragen nur persönlichem Interesse entsprachen oder einen anderen Hintergrund hatten. Vorsicht war in jedem Falle angebracht.

Es gab dann später noch weitere Verhöre, bei denen ich die Anzahl der Treffen in Berlin auf einen bestimmten Umfang einschränken konnte, denn

– das merkt man aber auch erst im Laufe der Zeit – der Vernehmer wusste zwar sehr viel über mich, aber alles schien ihm doch nicht bekannt zu sein. Bei einem der Verhöre fragte er mich dann auch noch, warum ich mich denn gegen die „Sozialistische neue Ordnung“ gestellt und mit den „reaktionären Kräften“ in Berlin Verbindung aufgenommen hätte? Mir sei es in der SBZ doch gut gegangen und ich hätte doch eine gesicherte Zukunft gehabt. Ihm hierzu politische Gründe zu nennen, wäre sicher nicht richtig gewesen. Die hätte er wohl weder verstanden noch verstehen dürfen. Also beschränkte ich mich in meiner Antwort lediglich auf familiäre, persönliche Angelegenheiten. Jedenfalls versuchte ich ihm klarzumachen, dass Abenteuerlust nicht mein Motiv gewesen war. Ihm das zu sagen, war in meiner Lage sicher nicht sehr klug. Dennoch, danach habe ich mich etwas wohler gefühlt – meine Situation hier konnte ich sowieso nicht ändern.

Er hörte schweigend und aufmerksam zu und protokollierte meine Worte, wie er das bei den anderen Verhören auch schon getan hatte. Doch was er da aufschrieb, wusste ich nicht. Ich kann mich nicht erinnern, jemals ein Protokoll gesehen und unterschrieben zu haben. Viele Jahre später konnte ich Einsicht in meine Stasi-Unterlagen nehmen. Darunter befand sich auch ein Protokoll. Dieses enthielt nicht nur mein Schuldanerkennnis in einer ideologisch geprägten Ausdrucksweise, die ich niemals verwendet habe, sondern auch die Schilderung familiärer Situationen, die von mir völlig anders dargestellt worden waren. Und letztendlich trug es meine Unterschrift. Hierfür fehlt mir jede Erklärung.

Damit in der Zelle die Zeit verging und man von seinen Problemen etwas abgelenkt wurde, fragte ich meinen Zellengenossen weiterhin nach allem aus, was mir noch in diesem Hause aufgefallen war. Dabei erfuhr ich, welche Bedeutung die Spiegel an den Gängecken hätten. Der direkten Beobachtung der Gänge, wie ich ursprünglich annahm, dienten sie nicht. Aber ihre Aufgabe war mit einem ähnlichen Zweck verbunden nach folgendem System: Mit einer kleinen starken Lampe wurde im Wachlokal ein Lichtstrahl erzeugt, der von den Spiegeln weiter, also auch um die Ecken herum, geleitet wurde und der dann wieder auf dem hellen Wandschirm, der mir schon bei meiner Einlieferung im Wachlokal aufgefallen war, auftraf und dort als kleine runde Scheibe erkennbar war. Wurde dieser Lichtstrahl, z.B. durch das Öffnen einer Zellentür, unterbrochen, so konnte in der Wachstube diese Unregelmäßigkeit erkannt und von dort aus entsprechend gehandelt werden. Ob das stimmte, weiß ich nicht. Aber einleuchtend war das durchaus.



Dann, eines Abends lange nach dem Zapfenstreich, wurde ich in die Wachstube geholt – einen knappen Monat hatte ich bereits in der Bauhofstraße, zutreffender gesagt „Am Lustgartenwall“, verbracht. Außer den Vopos standen da noch ein paar Leute in Zivil herum. Einer davon war mit Sicherheit wieder ein Russe, aber es war nicht der gleiche, der mich im Seekrug abgeholt hatte. Die Vopos legten mir Handschellen an, die Hände auf dem Rücken – aber der Russe schüttelte den Kopf und so wurden meine Hände wieder freigegeben und mir vor dem Körper gefesselt. Dann ging's hinunter in den Hundehof. Ich stand, wie schon einmal vor einem Monat, mit dem Gesicht vor der Mauer in dem jetzt von Scheinwerfern grell ausgeleuchteten Hof und so konnte ich mir jede einzelne Fuge im Mauerwerk vor mir deutlich einprägen – dieses Bild habe ich noch heute in Erinnerung.

Ein großer schwarzer Pkw stand mit laufendem Motor im Hof und nicht die sonst für Transporte vorgesehene „Grüne Minna“ – also war für mich ein Einzeltransport vorgesehen. Das bedeutete nichts Gutes, und so war's dann auch. Ich musste mich auf die linke Seite der Rückbank setzen. Eine Flucht wäre auch hier nur einem Übermenschen möglich gewesen – die Tür auf meiner Seite besaß nämlich innen weder eine Fensterkurbel noch eine Klinke. Wir fuhren in Richtung Norden – also zur Lindenstraße. Bevor das Einfahrtstor durchquert wurde, konnte ich einen kurzen Blick auf die uns gegenüberliegende Straßenseite werfen. Es war schon ziemlich dunkel geworden. Dort lief schnellen Schrittes ein Mädchen entlang. Ihr helles Kleid hatte bunte Borten an den Kleidersäumen und ich wurde dadurch an eine Tanzstundenbekanntschaft erinnert. Es war nicht der richtige Zeitpunkt für solche Gedanken. Und noch etwas ist in diesem Zusammenhang, wenn auch im Vorgriff auf spätere Erkenntnisse, so doch aber zum besseren Verständnis der bisherigen Vorgänge hier anzumerken: Einige Fragen waren für mich noch immer völlig ungeklärt – zum einen, woher besaß der Stasimann so gute Kenntnisse über meine Tätigkeit, und zum anderen, warum wurde ich im Seekrug, im Trainingslager, verhaftet? Die Anschriften Verdächtiger wären für einen Sicherheitsdienst doch leicht zu ermitteln gewesen, wenn man deren Namen kannte. Letzteres war dann wohl in meinem Fall auch der schwierige Punkt für den Stasi. Man wusste dort zwar von meiner Existenz, kannte anscheinend aber meinen Namen nicht und hatte deshalb Schwierigkeiten, meine Anschrift festzustellen.

Wie sich ergeben hatte, war mein Vernehmer über alle meine Treffen bei einer bestimmten Adresse in Wannsee informiert. Die Treffen an anderen Orten waren nicht auf seinem Kalender vermerkt, ihm also unbekannt –

auch dafür musste es einen Grund geben. Somit lag mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nahe, dass dieses Haus in Wannsee, dort nämlich, wo die aus Werder geflüchteten und dem Stasi bekannten Widerständler Unterkunft gefunden hatten, von diesem überwacht und die jeweiligen Besucher dort nicht nur registriert, sondern auch von ihm fotografiert wurden. Die Dauer dieser Beobachtungen müsste sich bei den Informationen, über die der Stasi verfügte, über mehrere Monate erstreckt haben. Also müssten in diesem Zusammenhang auch von mir Fotos gemacht worden sein.

Warum ich dann im Seekrug nicht sofort verhaftet wurde, sondern die Greifer vorher erst noch eine Weile mit Alfred und dem Steuermann verhandeln mussten, wurde mir nach den vorstehenden Annahmen dann auch erklärbar. Sie mussten mich wohl auf den Fotos erst mal identifizieren und dadurch wurde dann auch mein Name bekannt. Den hätten die Vereinskameraden ja nun nicht gut verschweigen können. Und noch über eine andere Sache machte ich mir Gedanken. Axel war ca. zehn Tage vor mir verhaftet worden – über uns beide wusste der Stasi also Bescheid. Warum aber hatte mich der Untersuchungsbeamte noch nach so vielen anderen Namen gefragt – das konnte ich mir zum damaligen Zeitpunkt nicht erklären. Dabei wäre eine Erklärung ganz einfach gewesen: es war die ganze Gruppe aus Werder verhaftet worden – doch das wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht – und die mir genannten Namen gehörten zu anderen Gruppenmitgliedern, von denen ich keinen kannte.

War dieses Geschehen den Leitern dieser Gruppe in Berlin, Hermann und Bork, nicht bekannt geworden? Hätte ich von ihnen nicht noch rechtzeitig gewarnt werden können? Die westlichen Institutionen waren doch sonst immer stolz auf ihre Kenntnisse über die Vorkommnisse in der SBZ. Irgendetwas stimmte auch in diesem Zusammenhang nicht. Und jetzt befand ich mich in der Lindenstraße 54. Das war eine der gefürchtetsten Adressen zu damaliger Zeit.

Als mir später, wie schon erwähnt, eine Einsichtnahme in die Unterlagen des Stasi ermöglicht wurde, konnte ich feststellen, dass der für mich am Tage meiner Verhaftung ausgestellte Haftbeschluss bereits alle gegen mich später erhobenen Anklagepunkte enthielt, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht verhaftet worden war und mein erstes Verhör erst Tage später erfolgte.

Eine mit gleichem Datum (20. Juni 1951) ausgestellte Registrierkarte enthält zusätzlich noch den Hinweis, dass meine Angelegenheit zu „Vorgang Trübe“ gehören würde, also zur später so genannten „Werdergruppe“. Einen

Herrn Trübe kannte ich zu diesem Zeitpunkt werden persönlich noch dem Namen nach.

Dabei wären alle mich damals beschäftigenden Fragen leicht zu beantworten gewesen. Die so genannte „Werdergruppe“ hatte mindestens einen Stasispitzel in ihren Reihen. Dieser oder diese waren dann letztendlich auch erkannt worden, aber leider viel zu spät.

Und noch etwas Bezeichnendes ergab sich aus diesen Unterlagen. Der gesamte Inhalt meiner Brieftasche – Personalausweis, Arbeitsbuch etc. – wurde peinlich genau registriert, der Inhalt meiner Geldbörse ebenfalls: 4,98 DM-Ost und 0,01 DM-West. Jedoch über den Verbleib und den Inhalt meiner Trainingstasche finden sich keine Angaben. Diese enthielt unter anderem zwei Trainingsanzüge – damals Kostbarkeiten. Wussten die Stasi-Leute damals schon, dass ich diese nicht mehr brauchen würde, weil ich aus ihren Fängen doch nicht mehr freikommen würde?

## Lindenstraße

Jetzt ging alles ziemlich schnell. Wir fuhren bis in die Hauseinfahrt hinein, damit das sich nach innen öffnende Brettetor im Holzzaun sofort nach unserer Durchfahrt wieder geschlossen werden konnte – hier sollte keiner hineinsehen können. Die Wagentür wurde auf meiner Seite aufgerissen. Von innen konnte ich sie wegen der fehlenden Griffe ja nicht öffnen. Ich wurde in die auf der linken Seite der Hauseinfahrt liegende Wachstube geschubst, dort knallten meine Begleiter ihre Papiere auf einen Tisch, nahmen mir die Handschellen ab und verließen den Raum.

Hinter dem Tisch in der Wache saß ein Kerl, dessen Aussehen allein bereits Furcht einflößte – ein Kerl mit kurzen schwarzen Haaren und Stiergenick, ein wahrer Gorilla. Wenn das hier nur gut für mich ausgeht. Der Gorilla, ein Unteroffiziersdienstgrad, fragte mich nach meinem Namen. Die mitgebrachten Papiere, die ihn doch wohl sicher auch enthielten, schaute er vorerst gar nicht an. Ich nannte also meinen Namen und dann versuchte er, ihn mit Bleistift in eine Liste einzutragen. Er fragte mich noch zweimal, aber das mit dem Schreiben klappte nicht. Damit hatte der Kerl da, der mit jedem Arm einen vollen Kartoffelsack hätte heben können, wohl so seine Schwierigkeiten. Und weil es ihm nicht gelang, wurde er auch nicht gerade freundlicher. Natürlich war das kein Analphabet. Dennoch hatte er anscheinend Zweifel an der richtigen Schreibweise meines Nachnamens. Anlegen wollte ich mich mit dem da natürlich nicht, aber wenn das so weitergeht, nimmt das hier kein gutes Ende. Also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und bat ihn auf Russisch – soviel an Sprachkenntnissen war aus der Schulzeit noch bei mir hängen geblieben –, mir seinen Bleistift zu geben. Er schaute mich ganz verdutzt an, runzelte die Stirn – jetzt war ich auf alles Mögliche gefasst –, aber dann legte er ihn mir in meine ausgestreckte Hand. Ich schrieb ihm meinen Namen in kyrillischen Buchstaben auf ein Blatt Papier. Jetzt konnte er sogar lächeln. Die erste Hürde war wohl genommen. Er schrieb langsam und bedächtig in seine Liste ab, was ich ihm vorgeschrieben hatte. Nach dieser Formalität übernahm mich der nächste, – ein schmaler Kerl, einen Kopf kleiner als ich, der die ganze Zeit über schon unruhig in der geöffneten Gangtür gestanden hatte. Der sauste nun los mit mir. Als ich ihm nicht gleich ebenso schnell folgen konnte – einen festen Halt hatte ich nicht in meinen Schuhen ohne Schnürsenkel, drehte er sich wieder um, rief: „*Dawai, dawai* – Los, los!“ und sauste schon wieder weiter. Offensichtlich war hier alles anders als beim Stasi – hier lief der Schließer vor dem Häftling her. Wir bogen um eine Ecke und es gab die nächste

Überraschung für mich – hinter einem Gittertor war ein langer Gang zu sehen, die Zellentüren befanden sich nur auf einer, der rechten, Seite und der Gang war mit einem langen roten Teppich ausgelegt – das sah ja richtig vornehm hier aus. Diese „Eleganz“ hatte ich nicht erwartet. Nur sehr vornehm gerochen hat’s hier auch nicht – der Desinfektionsmittelgestank war hier noch intensiver als im Untersuchungsgefängnis beim Stasi. Dann haute er mit seinem großen Schlüssel auf die Stäbe des Gittertors – peng-peng, peng-peng, peng-peng schallte es durch den Gang. Das machte er nicht aus Nervosität, wie ich zuerst nach seinem bisherigen Verhalten annahm, sondern sein Tun hatte einen ganz bestimmten Grund, den ich erst später kennen lernte. Er wartete horchend einen kurzen Moment, schloss dann das Tor auf und auch wieder zu, nachdem ich es durchschritten hatte – dabei wandte er mir den Rücken zu, ohne dass ich mich vorher mit dem Gesicht zur Wand vor dieser aufstellen musste, und sauste weiter vor mir her. An zehn oder etwas mehr Zellentüren waren wir vorbeigekommen. Dann bremste er plötzlich vor der nächsten Gangecke, dass der Teppich Falten schlug, riss die letzte Zellentür auf, schubste mich in die Zelle und haute die Tür hinter mir wieder zu. Ratsch, ratsch – abgeschlossen. Das war’s also erst mal.

So hatte ich mir den Empfang in diesem Hause, nach dem, was ich bisher über die Zustände hier erfahren hatte, eigentlich nicht vorgestellt. Wenn ich momentan auch etwas beruhigter war, weil meine ursprünglichen Befürchtungen bezüglich der Behandlung von Häftlingen anscheinend nicht, jedenfalls jetzt noch nicht, zutrafen, so folgte doch gleich eine Ernüchterung. Ich befand mich jetzt, unschwer an der Grundfläche dieses Raumes von ca. 2 auf 4 m zu erkennen, in einer Einzelzelle. Aber was war das denn für eine Zelle? Ich stand erst mal ganz still und schaute mich im Raum um. Das „ewige Licht“, die ständig brennende Glühbirne in einer Nische über dem Türsturz, erhellte den Raum ausreichend. Das sollte sie ja auch, sonst hätte der Schließer die Häftlinge durch den Türspion nicht beobachten können. Dem durfte vom Leben in der Zelle nichts verborgen bleiben. In einer Entfernung von ca. 2 m von der Tür befand sich mit 40 cm Höhe eine von Wand zu Wand und dann bis zum Zellenende reichende mit Brettern verschaltete Fläche, auch die Stirnseite war vollflächig verkleidet. Das sollte wohl meine Schlafstelle sein, und sitzen konnte man da an der Vorderseite ja auch einigermaßen bequem. In der rechten Raumecke neben der Tür stand ein großer alter Kochtopf mit durchgerostetem Deckel. Das war der „Kübel“. Links neben der Tür befand sich ein ebenfalls vollflächig mit Brettern verkleideter Heizkörper. Einige Bohrlöcher sollten wohl Wärme durchlas-

sen. Die Heizungsleitungen in der Ecke daneben waren bis zur Decke ebenfalls mit Brettern verkleidet. Bis zur halben Wandhöhe war der Raum ringsum mit Ölfarbe gestrichen, die Wandfläche darüber und die Decke besaßen einen Kalkfarbenanstrich – Farbton dreckig-gelblich. Die Pritschenkonstruktion und die anderen Holzflächen waren naturfarben belassen worden, also unbehandelt. Durch das vergitterte Fenster konnte ich nicht sehen, draußen war's jetzt dunkel. Aber auch wenn's hell gewesen wäre, hätte ich nicht hinausschauen können. Dieses war, wie ich am nächsten Morgen feststelle, so vollflächig mit einer Blende verkleidet, sodass nur über einen schmalen Spalt Luft und auch etwas Licht hereindringen konnten.

Nach kurzer Zeit – ratsch, ratsch – wurde die Tür plötzlich wieder aufgerissen – das leise Kommen des Schließers hatte ich nicht gehört, aber über die Bedeutung des roten Teppichs war ich mir jetzt im Klaren. Eine zusammengefaltete Decke flog auf mich zu, eine Schüssel, ein Becher, ein Holzlöffel und ein Handtuch mit bedrucktem rotem Mittelstreifen wurden mir ausgehändigt. Rumms – die Tür war wieder zu. Das war's dann wohl für heute. Auch den Wert der Heizkörperverkleidung, der zur Verhütung von Nachrichtenübermittlungen über den Metallteilen der Heizung angebracht worden war, lernte ich jetzt schätzen. Meine neuen Besitztümer konnte ich darauf abstellen.

Ich versuchte nun, irgendwie zum Schlafen zu kommen, aber mit der Decke war das auf der harten Pritsche nicht ganz so einfach. Doch aus dem Schlafen wurde nichts. Eine Stunde war wohl vergangen, als wieder die Tür aufgerissen wurde. Drei hemdsärmelige Burschen in meinem Alter oder knapp darüber in russischen Uniformhosen standen vor der Tür und grinsten mich an. Aber meine ersten Befürchtungen nach diesem Anblick waren grundlos: Es handelte sich um die Kalfaktoren – inhaftierte russische Soldaten – und die schoben mir jetzt einen prall gefüllten Strohsack in die Zelle. Aber an Schlafen war noch immer nicht zu denken, auch wenn die Tür bis zum Morgen nicht mehr geöffnet wurde. Der Strohsack war so prall gestopft worden, dass ich darauf nicht liegen konnte und nach jedem Versuch umgehend wieder herunterrollte. Legte ich ihn so an die Wand, dass ich mich zwischen Wand und Strohsack festklemmen konnte, so blieb ich zwar eine Weile darauf liegen, aber dann drang die Kühle der ölfarbgestrichenen Wandfläche – mit den Schultern lag ich ja dann an der Wand – durch die Kleider und jede Entspannung war wieder vorbei. Mit meinem Leichtgewicht werde ich mit diesem Strohsack noch einige Schwierigkeiten haben. Viel geschlafen habe ich in dieser Nacht jedenfalls nicht.

Am nächsten Morgen inspizierte ich die Zelle etwas genauer. Bei dem klaren Sachverhalt meines Falles – der Stasi wird den Leuten ja mitgeteilt haben, was gegen mich vorlag – dürfte mein Aufenthalt hier doch sicher nicht sehr lange dauern, meinte ich. Dann fiel mein Blick auf die Schmalseite der Heizkörperverkleidung, da war etwas eingeritzt – viele kleine Gruppen von Strichen, immer vier senkrechte und einen quer durch die anderen. Das war wohl so eine Art Kalender, die Tage zu Fünfergruppen zusammengefasst. Aber diese Anzeigen hier – ich konnte davon mehrere unterschiedliche Arten der Darstellung, wohl auch von verschiedenen Personen aufgebracht, feststellen – zeigten ja Wochen, einige sogar Monate an. Mein anfänglicher Optimismus verflog umgehend. Und auf den Wandflächen waren noch viele weitere Eintragungen zu sehen – Namen, Zeichen, Sprüche –, die aber so oft überstrichen worden waren, dass ich nur Bruchstücke davon entziffern konnte. So steril wie die Stasizelle war diese hier jedenfalls nicht. Aber ich hatte wenigstens etwas, womit ich mich beschäftigen konnte. Die Fensterblende konnte ich jetzt auch erst richtig erkennen – sie reichte erheblich über die Fensterhöhe hinaus und gab nur einen schmalen Lichtspalt frei. Wenn ich flach auf der Pritsche lag – das war tagsüber zwar auch hier verboten, aber immer stand der Schließer doch nicht vor der Tür –, konnte ich ein schmales Stück Himmel und ein paar Zweige sehen. Auf dem Hof stand eine Kastanie. In diesem alten Gemäuer, erkennbar an der Türnischenausbildung mit den schrägen Leibungen und noch ein paar anderen baulichen Details, herrschte wie beim Stasi Totenstille. Auch hier hatte ich den Eindruck, nur noch ganz allein auf der Welt zu sein. Aber wir sind doch bei meiner Einlieferung an vielen Zellentüren vorbeigekommen. Die Räume dahinter waren doch sicher nicht alle leer. Und da ich jetzt über das Klopfen Bescheid wusste, versuchte ich es mal. Ich wartete einige Zeit ab, nachdem der Schließer wieder mal durch den Spion gesehen hatte. Danach war er sicher wieder ein Stückchen weitergegangen. Ich klopfte an die Wand und erhielt auch nach einigen Versuchen tatsächlich Antwort. Entziffern konnte ich diese nicht, aber der Nachweis war erbracht, es waren auch noch andere hier. So merkwürdig das hier klingen mag, aber damals beruhigte mich dieses Wissen irgendwie. Gewiss hätte ich den Klopfversuch nicht unternommen, wenn ich über die Belegung meiner Nachbarzelle zu diesem Zeitpunkt besser informiert gewesen wäre. Neben meiner Zelle vor der Gängecke im Erdgeschoss befand sich nämlich eine der großen Zellen, die als Sammelzellen für bereits Verurteilte Verwendung fanden. Diese wurden dort so lange festgehalten, bis sich genug Häftlinge für einen Weitertransport angesammelt hatten. In den oberen Stockwerken waren diese Zellen fast ausschließ-

lich von Deutschen belegt – in der Zelle neben der meinen aber befanden sich nur Russen, in der Hauptsache verurteilte russische Soldaten. Diese wurden, wie schon angedeutet, bis zu ihrem Abtransport als Kalfaktoren eingesetzt.

Wie lange ich in dieser Einzelzelle saß, kann ich nicht mehr sagen, es war jedenfalls eine ganze Weile. Einen Kalender jedoch habe ich nicht angelegt – mit den langen Fingernägeln, die ich inzwischen besaß, wäre das sicher möglich gewesen. Im Normalfall entfernte man Fingernagelüberlängen in unserer damaligen Situation durch Abbeißen, Abreißen oder eine andere unzivilisierte Weise je nach persönlicher Eigenart. Auch meine Haare waren schon ziemlich lang geworden. Und bei der hier verteilten Verpflegung habe ich auch nicht zugenommen – morgens und abends ein Stück Brot und einen Becher warme dunkle Flüssigkeit, das sollte wohl Tee sein, mittags Kohlsuppe mit unterschiedlicher, aber immer sehr geringer Blattanzahl und manchmal war auch ein Kartoffelstück dabei. Das alles war nicht gerade ermutigend, aber damit musste man eben fertig werden – das größere Problem jedoch war nach meiner Ansicht, mit der Zeit, die sich endlos hinzog und nicht vergehen wollte, fertig zu werden. Beschäftigung gab es keine, und ständig nur über das nachzudenken, was man jetzt sowieso nicht mehr ändern konnte, war keine befriedigende Betätigung.

Eines Tages ging wieder die Zellentür auf – zur Unzeit, zu essen gab's zu diesem Zeitpunkt nichts – „Alle Wäsche, komm!“, sagte der flinke Junge, der mich schon hier eingeliefert hatte, eine Liste in der Hand haltend. Also nahm ich alle meine Besitztümer – Strohsack, Decke, Schüssel usw. – und trat auf den Gang hinaus. Ich wurde zur Treppe geführt, der Schließer haute wieder mit seinem Schlüssel, diesmal nicht auf ein Gitter, sondern auf das Stahlgeländer – dong, dong, dong –, wartete horchend einen Augenblick und sauste dann mit mir los.

Das Abgeben dieser Schlüsselsignale hatte den Grund, den Schließern in den anderen Gängen mitzuteilen, hier war jemand mit einem Häftling unterwegs, und zum anderen verband sich damit die Aufforderung an diese, keine Begegnung von Häftlingen zu ermöglichen. Vor ihrer Verurteilung sollten sich Häftlinge nicht begegnen dürfen, um keine noch so unerheblichen Nachrichten austauschen zu können.

Wir sausten also los in eines der oberen Stockwerke und in einen anderen Flurbereich – Tür auf – rein mit mir. Wem stand ich denn da jetzt gegenüber? Vier kahlköpfige, hohlwangige, bleiche Gestalten in mehr oder minder zerlumpter Zivilkleidung schauten mich an. Sehr vertrauenswürdig sahen sie auf den ersten Blick nicht gerade aus. Aber sie sprachen deutsch und das



war schon mal als positiv zu werten. Das waren, wie sich dann kurzfristig herausstellte, genauso arme Kerle wie. Sie waren aus ähnlichen Gründen hier wie ich, nur schon wesentlich länger. Und jetzt erfuhr ich über das Haus alles Notwendige, was man im Knast eben so wissen musste: welche Schließer gemein waren und bei welchen man mit Nachsicht rechnen konnte, wer wo in welcher Zelle saß – die Klopffverbindung mit den angrenzenden acht Zellen, drei oben, drei unten und jeweils eine links und rechts funktionierte ausgezeichnet –, bei welchem Untersuchungsrichter man auf der Hut sein musste und welcher seine Arbeit leger betrieb usw. Nun saßen wir also mit fünf Mann in einer, quadratmetermäßig gesehen, „Zweimannzelle“ und mussten wohl oder übel nun eine Weile miteinander auskommen. Das ging dann auch, es blieb uns ja nichts anderes übrig. Sicher, das Benutzen des Kübels bei Anwesenheit anderer war schon gewöhnungsbedürftig – doch die Umstände ließen keine andere Verhaltensweise zu. Also, was soll's – jeder nahm auf jeden so viel wie möglich Rücksicht. Regeln über das Zusammenleben hier mussten nicht erst festgelegt werden – die ergaben sich von selbst.

Einer dieser armen Kerle hatte sogar versucht, der täglichen Kohlsuppen-er-nährung einen Genuss abzugewinnen: er hatte seinen Holzlöffel mittig durchbohrt, also mit einem Loch versehen, womit auch immer. So lief beim Löffeln stets das warme Wasser wieder in die Schüssel zurück, ein paar Blätter oder was sonst an festeren Bestandteilen darin schwamm, blieb zurück und er hatte beim Essen die Illusion, doch etwas zwischen die Zähne bekommen zu haben. Im Bedarfsfall verschloss er das Loch mit einem Stückchen Brot. Nachahmenswert fand ich diese Lösung jedoch nicht – das Essen war immer zu wenig.

Hier erfuhr ich dann auch, dass, solange einem die Haare noch nicht abgeschnitten worden waren, durchaus Aussicht auf eine Entlassung bestehen könnte. Ich besaß meine Haare noch. Wieder keimte ein Funken Hoffnung in mir auf, doch der erlosch bald wieder.

Die Verhöre fanden fast ausschließlich in den Nachtstunden statt und erfolgten in den Räumen im ersten Obergeschoss des Kommandantenhauses. Von da oben aus konnte man in einem günstigen Augenblick auf die Straße sehen – insbesondere im Eckzimmer Linden-Junkerstraße und zwar immer dann, wenn man beim Verhör, manchmal die ganze Zeit über, stehen musste. Aber sehr ermutigend waren diese heimlich gewonnenen Eindrücke nicht, eher war das Gegenteil der Fall. Sah man wirklich mal Passanten im Licht der Straßenlaternen, wurde einem erst so recht bewusst, in welcher ausweglosen Lage wir uns befanden. Dadurch wurden nur Neid „auf die da

draußen“ und Unzufriedenheit erweckt und das zerfetzte die Nerven oft viel mehr als die Verhöre.

Dann wurde eines nachts auch ich zum ersten Verhör gerufen. Der Stasi hatte doch schon alles ermittelt und schriftlich bekundet. Jetzt fing der ganze Vorgang noch mal von vorne an. Vielleicht aber war das gar nicht so schlecht für mich, wenn die beim Stasi erfolgten Aussagen diesen Vernehmern hier nicht ausreichend oder nicht glaubwürdig erschienen. Ich versuchte in meinen Vernehmungen jetzt abzumindern, was nur möglich war – Letzteres bezog sich in meinem Fall auf die tatsächliche Anzahl übermittelter Kfz-Nummern. Aber im Endeffekt hat mir das auch nichts genützt. Doch nicht jedes Mal, wenn man in eines der Vernehmungszimmer im Vorderhaus geführt wurde, fand dort auch ein Verhör statt. Es kam häufig vor, dass man auf seinem Schemel saß oder auch daneben stand, wenn man zum Sitzen nicht aufgefordert worden war – darin waren diese Herren sehr eigen – und nichts geschah. Der Beamte am Schreibtisch schrieb, wühlte in Akten, las Zeitung oder ging ins Nebenzimmer – dann blieb aber stets die Tür offen – und unterhielt sich. Und man wartete und wartete und die Zeit verrann – nur einschlafen durfte man nicht. Wenn einem das passierte, gab's gleich ein Riesengeschrei und der Karzer winkte. War die halbe Nacht oder auch mehr dann herum, schickte einen der „Vernehmer“ wieder zurück in die Zelle, oft mit einem Gesicht, als ob man ihn gestört hätte und nicht umgekehrt. In diesem Verhalten lag natürlich System – man sollte durch diesen Schlafentzug weichgekocht werden. Den Schlaf dann am Tage nachzuholen, war unmöglich. Da passten schon die Schließer wieder auf. Und dieses System funktionierte ausgezeichnet. Sicher, jeder hielt diese Tortur je nach seiner Verfassung unterschiedlich lange aus. Aber Zeit spielte in diesen Mauern überhaupt keine Rolle. Irgendwann lässt auch die größte Widerstandskraft nach – und so kamen die Herren fast immer zu den von ihnen gewünschten Ergebnissen, ohne den zu Verhörenden je brutal anfasen zu müssen. Auch auf das Zellenleben wirkte sich diese Verfahrensweise negativ aus, denn übermüdet ist jeder nervös und reagiert folglich oft unkontrollierter als unter normalen Umständen. Aber auch das gehörte zur Beeinflussung der Verhafteten. Drei Tage später war ich meine Haare los – das war das sicherste Zeichen einer zu erwartenden Verurteilung. Alle noch bisher gehegten Hoffnungen zerstoben. Ich gehörte jetzt auch zur „Stammbesatzung“.

Dann wurde ich wieder verlegt. Diesmal in eine Zelle mit älteren Inhaftierten. In der Zelle davor waren die Insassen jünger gewesen. Bis auf einen, der an einer Rückgratverkrümmung litt und deshalb ein Leder-Korsett tra-

gen musste. Dieser Umstand brachte ihn auch in seine jetzige missliche Lage. Er hatte unter dieser Konstruktion Nachrichten nach West-Berlin befördert.

Die hier jetzt in der neuen Zelle sprachen unaufhörlich vom Essen. Mich ließ das ziemlich kalt, denn was die da erwähnten, kannte ich kaum dem Namen nach. Aber ein Berliner war darunter, Schadow, glaube ich, hieß er. Der konnte auch noch über andere Dinge sprechen. Der konnte aus Theaterstücken und Operetten viele Teile deklamieren – leise natürlich, damit der Schließer nichts mitbekam.

Eines Vormittags, Schadow hatte wohl einen schlechten Tag, saß er auf der Pritsche und aß sein Brot nicht. Er knetete darauf herum und plötzlich hatte er aus der zermanschten Masse einen Würfel geformt. Das war eine echte Erfindung. Das bisschen Brot, was wir erhielten, war zwar schon kostbar genug. Aber daraus etwas zu fertigen, womit wir die Zeit wenigstens einigermaßen sinnvoll ausfüllen konnten, war wohl kein kleiner Gewinn. Jeder von uns opferte ein Stückchen seines Brotes und die Kneterei ging los. Zuerst beschäftigten wir uns nur mit einfachen Formen – Fische, Seehunde und ähnliches, dann auch mal mit dem Brandenburger Tor. Säulen waren nicht schwierig herzustellen und es ergab sich eine heftige Diskussion darüber, wie viel Säulenreihen dieses Tor nun wirklich besaß. Aber mit den ganzen Sachen war nicht viel anzufangen. Es verging zwar Zeit bei der Anfertigung und man war momentan wieder etwas abgelenkt von der ganzen Misere, die einen hier umgab. Aber danach landete das Zeug im Kübel, essbar war der Rohstoff nach dieser Behandlung nicht mehr. Man müsste etwas herstellen können, wovon man einen noch größeren Nutzen hätte – Schachfiguren zum Beispiel. Aber unser Rohstoff wies nur eine Grundfarbe auf, wenn er trocken war – schwarz-braun. Zum Schachspielen brauchte man aber zwei farblich deutlich voneinander unterscheidbare Figurenparteien. Dunkle also hätten wir herstellen können – aber wie stellt man hier mit unseren bescheidenen Mitteln auch hellere her? Jetzt hatten wir endlich wirklich etwas zu tun. Ideen wurden verlangt. Alles Mögliche wurde versucht, die Figuren nicht nur farblich unterscheidbar zu machen durch in die Köpfe eingelegte Fäden aus unseren Kleidungsstücken oder Kennzeichnung der Köpfe mit Kreuz oder Punkt. Doch ein befriedigendes Ergebnis wurde nicht erzielt. Bis mir der helle Wandanstrich über dem Ölfarbensockel ins Auge fiel. Diesen also mit den Fingernägeln abgekratzt und in die Masse eingewalkt ergab nach dem Trocknen derselben einen deutlichen Farbunterschied in der Grundmasse – das war die Lösung. Dennoch brauchten wir einige Zeit, um zwei Figurenparteien fertig gestellt zu haben – jeden Tag

konnte die Brotration aus ganz natürlichen Gründen nicht geopfert werden. Nun hatten wir nach einigen Tagen zwar die Figuren, aber noch kein Spielbrett – aber auch dieses Problem wurde gelöst. Wir bekamen ja Seifenstücke ausgehändigt. Damit wurde auf dem Zellenestrich das Brett aufgezeichnet. Sehr deutlich war's nicht zu sehen, aber es ging. Aber war jetzt A 1 ein weißes oder ein schwarzes Feld – und auch dieses Problem wurde gelöst. „Weiße Dame – weißes Feld“, nach dieser Richtlinie erfolgte die weitere Feldausrichtung. Jetzt besaßen wir endlich eine Möglichkeit, uns vorübergehend sinnvoll beschäftigen zu können. Und noch ein Vorteil ergab sich durch die im trockenen Zustand steinharten Schachfiguren. Wir verwendeten sie auch dazu, Nachrichten durchzugeben, zum Klopfen. Die damit erzeugten Signale waren viel deutlicher zu hören als die mit den Fingerknöcheln verursachten und diese, die Knöchel, wurden geschont. Für uns waren das wahre Fortschritte. Aber diese entsprachen nicht der Ansicht unserer Bewacher. Es konnte bei den routinemäßig durchgeführten Zellendurchsuchungen durchaus vorkommen, dass die Schachfiguren von ihnen konfisziert wurden.

Wie schon zuvor angegeben, wurden in unbestimmten Zeitabschnitten die Zellenbelegungen verändert – man sollte sich nicht allzu sehr aneinander gewöhnen. Bei uns wurde also jemand aussortiert und nach kurzer Zeit stand wieder ein Neuer vor der Tür.

Jedes Mal, wenn die Zellentür aufgeschlossen wurde, hatte die Zellenbesetzung aufzustehen. So auch jetzt wieder. Die Tür wurde geöffnet – Geräuschlos ging das ja nicht –, ein Neuer stand in der Tür, seinen Strohsack unterm Arm und seine Sachen in den Händen, aber bis zu diesem genauen Anblick kam ich gar nicht – meine Augen blieben an hellblauen Wildlederschuhen hängen. Wer war das denn jetzt? Schwarze, braune und sogar noch farblich abgesetzte Schuhe waren mir ein Begriff – aber hellblaue hatte ich noch nicht gesehen. Der Neuankömmling, Haare hatte er auch keine mehr, stellt sich als Horst Bienek vor. So weit, so gut – die abgeschnittenen Haare wiesen ihn als „Einen von uns“ aus. Und als er im weiteren Gespräch dann noch erklärte, er sei Schauspielschüler, waren auch seine hellblauen Schuhe akzeptierbar. Künstlern muss man in Modefragen wohl eigene Anschauungen zugestehen. Er war, das stellte sich bald heraus, eine echte Bereicherung für unsere Zellenbesetzung, insbesondere für mich. Wir beide besaßen zwar völlig unterschiedliche Ansichten über den Lauf der Welt – er war durch Bertolt Brecht, seinen Lehrmeister, marxistisch angehaucht und ich war der dekadente Bürgerliche. Aber gerade aus dieser Konstellation

ergaben sich interessante Diskussionen – die nun auch wieder die Zeit vertreiben halfen und uns viele Runden drehen ließen.

Dieses „Rundendrehen“ war die einzige Möglichkeit, mit der wir uns in der Zelle etwas Bewegung verschaffen konnten. Auf dem kleinen freien Raum zwischen Tür und Pritsche – knappe 4 qm, der Kübel, der Heizkörper und die Beine der auf der Pritsche Sitzenden engten den Freiraum weiter ein – ging einer hinter dem anderen her im Kreise herum. Liefen nur zwei, so war man sich stets direkt gegenüber und konnte so von Angesicht zu Angesicht gut miteinander reden. Bei drei Leuten oder mehr war das schon problematischer, aber es ging auch. Und damit man keinen „Drehwurm“ bekam, erfolgten Kehrtwendungen auf Kommando. Die Schließer sahen diese Betätigung allerdings nicht so gerne, weil durch das Gehen ständig irgendein Körperteil ihren Blick durch den Spion auf den gesamten Zellenraum versperrte. Dann donnerten sie gegen die Tür und befahlen uns das Sitzen auf der Pritsche. Aufrecht sitzen war dann angesagt, hinlegen durfte sich keiner. Aber der Aufseher stand ja nicht ständig vor der Tür. War er wieder weg, so gingen wir weiter im Kreise herum.

Wie nun auch immer, mit Horst konnte man, auch wenn man gegenteiliger Meinung war, wenigstens reden, ohne sich gleich zu streiten. Ich verstand mich gut mit ihm. Er war mir ganz einfach seinem Wesen und seinem Verhalten nach sympathisch.

Durch das Klopfen, jetzt mit Hilfe der Schachsteine, wurden wir in unserer zentral gelegenen Zelle auch darüber informiert, wer aus unserem „Bekanntenkreis“ aus den angrenzenden Zellen zum Tribunal gerufen worden war und welches Urteil er oder sie erhalten hatte. Von den Verurteilten kam keiner mehr in seine alte Zelle zurück – sie wurden im Normalfall in einer der großen Sammelzellen an den Gebäudeknickpunkten bis zu ihrem Abtransport untergebracht, sofern sich ihre Strafe auf einen Zeitraum begrenzen ließ. Die Normalstrafe betrug damals 25 Jahre – wer weniger erhielt, wurde als „Minderjähriger“ abgestempelt. Aber es wurden auch Todesstrafen ausgesprochen. Diese war seit dem 19. Februar 1950 wieder in das Strafrecht der UdSSR eingeführt worden. Wenn man sich dann überlegte, was der Betreffende – nach unserem Kenntnisstand – tatsächlich „verbrochen“ hatte, machte man sich bezüglich der gegen einen selbst erhobenen Vorwürfe doch einige Gedanken. Junge, das kann auch dich treffen! Sehr erbaulich waren unsere Zukunftsaussichten nicht.

Dann wurde ich in eine Außenzelle des Mitteltraktes verlegt. Aber nach kurzer Zeit erfolgte wieder eine personelle Umverteilung. Ich blieb allein zurück und teilte das umgehend durch Klopfen den beiden angrenzenden Zellen,

ober- und unterhalb von mir, mit. Klopft man bei voll besetzter Zelle, kann einer immer mit seinem Kopf den Spion in der Tür abdecken. Die Schließer hörten das Klopfen sicher auch und einige von denen, die einigermaßen Deutsch verstanden, konnten den Text sogar mitlesen. Aber mit Bestimmtheit konnte keiner von ihnen beurteilen, dieser oder jener dieser Zellenbesatzung hatte hier Nachrichten durchgegeben. Nun aber war ich allein in der Zelle. Der Schließer bekam meine Tätigkeit mit und holte unverzüglich seinen Wachhabenden. Der schickte mich ohne weitere Diskussionen in den Karzer. Vorerst auf drei Tage – die Normalstrafe für „Klopfen“ beim erstmaligen Erwischen.

Der Karzer befand sich vor der Waschkelle, in die wir jeden Morgen marschierten und wo wir uns etwas frisch machen und den Kübel ausleeren durften. Er bestand aus einer völlig leeren normalen Einzelzelle, die längsseitig durch ein Gitter aufgeteilt wurde. Tür und Fenster lagen sich direkt gegenüber. Dorthin wurde ich also geführt – mein Strohsack und sonstige Habseligkeiten blieben zurück – und hatte meine Bekleidung abzulegen, auf der Seite vor dem Gitter. Dann schubste man mich auf die andere Seite des Gitters und schloss die Gittertür hinter mir ab. Außer einem alten Kochtopf mit abgebrochenem Henkel und schlecht schließendem Deckel, der als Kübel dienen sollte, befand sich nichts auf dieser Seite der Zelle. Da stand ich nun also in meinem neuen Aufenthaltsraum für die nächsten drei Tage, nackt. Volle Verpflegung war erst wieder am dritten Tag zu erwarten. Bis dahin war nur mit täglich zwei Bechern Tee, oder was das auch immer war, zu rechnen. Solange es hell war, ging das alles ja noch, ich schaute mir die Wände an, was anderes war ja nicht da, und konnte auch hier alle möglichen Eintragungen feststellen. Sogar Hinweise auf Bibelsprüche waren auf den Wänden verewigt, wenn auch nicht immer vollständig lesbar. Erbaulich fand ich das alles nicht. Mir wurde, als es dann dunkelte, ganz einfach kalt. Die Fensteröffnung war nicht verschlossen worden und die Tür stand auf – es zog und ich froh erbärmlich. Dass Nächte im August, in dieser normalerweise warmen Jahreszeit, so kalt sein können, war mir bis dahin nicht bewusst – und meine Klamotten auf der anderen Gitterseite lagen nur 1,5 m von mir entfernt und ich kam nicht an sie ran. Der Posten schaute ab und zu vorbei – und ging weiter. An Schlafen war also bei der herrschenden Temperatur und dem Durchzug hier nicht zu denken, aber das Auf- und Ablaufen, was sollte ich sonst machen, war auf die Dauer auch keine Lösung. Ich setzte mich auf den Deckel des Kübels und schlang die Arme um meinen Körper – das war durchaus nicht bequem und viel wärmer wurde mir dabei auch nicht. Wieder tauchte der Posten auf, diesmal aber kam er

direkt in die Zelle, d.h. in den abgesperrten Teil. Er blieb vor meinen Klammotten stehen, fischte mit spitzen Fingern meine Turnhose – so sauber war die ja nun auch nicht mehr nach mehrmonatigem Gebrauch – aus dem Kleiderhaufen, warf sie mir durch das Gitter zu und verschwand wieder. Ich war völlig verblüfft – in einer solchen Situation fängt man tatsächlich wieder an, an das Gute im Menschen zu glauben –, zog mir die Hose an – und froh noch immer. Meine normale Widerstandskraft hatte in der Zwischenzeit wohl auch erheblich nachgelassen. Besonders am Rücken war mir kalt – ich riss die Hose im Schritt auseinander und zog die verbleibende Hülle über den Körper – jetzt ging's einigermaßen. Man lernt auf diese Art, Sekunden des Wohlbefindens zu schätzen.

Die Posten wurden in bestimmten Abständen abgelöst. Vor seiner Wachablösung kam deshalb der Schließer nochmals zu mir und verlangte den Überrest meiner Turnhose wieder zurück. Er kannte wohl seine Kollegen und wollte sich keinen Ärger einhandeln. Dennoch, die mir von ihm bewiesene Menschlichkeit tat gut und gab mir wieder Mut. Auch die vor den Gittern sind letztendlich Menschen. Dann waren auch diese drei Tage wieder vergangen.

Ich kam in meine „alte“ Zelle zurück. Die war zwischenzeitlich wieder belegt worden – drei genauso gepflegte Gesichter wie das meine schauten mich bei der Rückkunft an. Viel Zeit ließen wir nicht verstreichen, den „Umliegenden“ meine Rückkehr in die menschliche Gesellschaft mitzuteilen – per Klopfen, versteht sich. Es war Mittagszeit. Die Schließer waren zu diesem Zeitpunkt normalerweise gemeinsam mit den Kalfaktoren mit der Ausgabe des Essens beschäftigt. Das dachten wir nach unseren bisherigen Erfahrungen jedenfalls. Aber das war diesmal ein Irrtum, ein verhängnisvoller. Einer der Schließer bekam mit, dass – von wem, das konnte er zwar nicht genau angeben – in unserer Zelle „geklopft“ worden war und bezog sich mit dieser Feststellung auf mich. So Unrecht hatte er ja dabei auch nicht. Unverzüglich rief er wieder nach seinem Wachhabenden. Und das war der gleiche, der mich zuvor schon zum Karzer verdonnert hatte und der ob meiner Insubordination nun zur Höchstform auflief und mich umgehend wieder dahin bringen lassen wollte. Die Zuteilung des Mittagessens wurde mir jedenfalls sofort verweigert. Doch das hatte nun Folgen. Boss in der Zelle, also von den zwei anderen – ich war ja erst seit einer Viertelstunde wieder da –, war Willi von der Weide. Er war wesentlich älter als wir anderen. Hier übernahm er jetzt das Wort und entschied: Entweder bekommen alle etwas zu essen oder keiner. Alle stellten wir unsere Schüsseln wieder in die Türöffnung und traten an die Pritsche zurück, keiner regte sich mehr.

Die Kalfaktoren standen ratlos vor der Zelle und wussten nun nicht mehr, sollten sie das Essen austeilen oder nicht. Und jetzt kam der Postenführer in Bedrängnis. Über einen solchen Vorfall von Auflehnung hätte er doch sicher schriftlich berichten müssen und dass wollte er nun wohl auch wieder nicht. Da könnte doch etwas auf ihn zurückfallen, weil er sich nicht hatte durchsetzen können. Ich kam jedenfalls nicht noch einmal in den Karzer und wir erhielten letztendlich alle unser Essen.

Dann erfolgten wieder weitere Verlegungen im Hause. Der Wandanstrich der Zellen sollte erneuert werden. Jeder von uns wurde in eine andere Zelle verlegt und auch ich kam, als Letzter, in einem mir bis dahin noch nicht bekannten Gebäudeteil unter. Der Zellengang war hier nur von einer Seite aus begehbar – es gab also keinen Durchgangsverkehr – und zu anderen Fluren bestand nach meiner Erinnerung keine Sichtmöglichkeit. Ein leicht zu sichernder und zu kontrollierender Trakt. Die Zellentüren besaßen abweichend von den Normaltüren eine doppelte Riegelsicherung und die Fenster waren mit doppelten Gittern versehen. Ich befand mich in einer der sog. „Todeszellen“ – hierhin wurden im Normalfall nur zum Tode Verurteilte gebracht.

Meine Nachbarzellen waren zu diesem Zeitpunkt offensichtlich nicht belegt – mein Klopfen blieb unbeantwortet. Diese unheimliche Ruhe hier war nervenzerfetzend – irgendwie hatte man den Eindruck, hier vergessen worden zu sein – die Zeit wollte und wollte nicht vergehen. So saß ich nun allein in diesem Loch und kam ins Grübeln – wieso war ausgerechnet ich erwischt worden, ich war doch so vorsichtig wie nur möglich gewesen? Die Unzufriedenheit wuchs und die Selbstvorwürfe und das Selbstmitleid auch, und überhaupt, die ganze Welt war gegen einen.

Jetzt hatte der Knastkoller auch mich voll erwischt und der hatte noch keinen verschont. Mit einem derartigen Zustand musste nun jeder nach seinem Naturell fertig werden, und es war schon ein Unterschied, ob man mit anderen über seine Probleme sprechen konnte oder aber, eben, weil andere da waren, sich zusammenriss und die Sache für sich allein austrug. Dieser Gemütszustand führt dann typentsprechend zwar zu durchaus erklärbaren, aber nicht immer sinnvollen Handlungen. Erst wird meist geflücht, auf alles in der Welt, und die gesamte Schuld an seiner persönlichen miesen Situation wird anderen zugeschoben, meist denen „da draußen“, denen es doch jetzt so unverdient gut geht. Je nach Typ hält diese Art der Selbsterfleischung unterschiedlich lange an. Im Endergebnis stellen sich dabei nur weitere Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit ein. Um diese nun zu vertreiben und wenigstens wieder einen Schimmer Hoffnung aufkeimen zu lassen, werden



die unsinnigsten Dinge unternommen. Traumdeuterei, Zahlensymbolik, Handlesen und was sonst noch wird bemüht und im Endergebnis dann stets so ausgelegt, dass wenigstens ein kleiner Schimmer Hoffnung entstand, der einem wieder etwas Mut machte. In fast jeder Mannschaftszelle gab es irgendeinen, der auf diesem oder jenem Gebiet günstige Zukunftsvoraussagen treffen konnte – auch wenn er's nur spielte, um anderen wieder Mut zu geben.

Eine andere Lösung musste her. Und dann kam ich auf eine Idee, die mir bestens half, die ganze restliche Zeit der Einzelhaft gut zu überstehen. Mit meinen neunzehneinhalb Lebensjahren hatte ich, im Gegensatz zu den Erzählungen anderer Zellengenossen, meiner Meinung nach ja noch nicht viel erlebt. Was mir bisher in meinem Leben geschehen war, hielt ich für ganz normale Umstände damaliger Zeit. Also fing ich damit an, mir einzelne Zeitabläufe – aus dem Kindergarten, der Grundschule und was mir auch immer einfiel – nacheinander ins Gedächtnis zu rufen und, soweit mir das möglich war, Punkt für Punkt und Minute für Minute durchzugehen. Ich war, nach anfänglichen Schwierigkeiten, das muss ich schon zugeben, dann mit diesem Denken aber so intensiv beschäftigt, dass mir die Zeit zwar nicht wie im Fluge, aber doch nach meinem Empfinden sinnvoll verging. Sogar von der Essenausgabe fühlte ich mich manchmal in meinen Gedanken gestört, obwohl diese für die Lebenserhaltung genauso dringend notwendig war, denn an Gewicht – und schwer war ich noch nie – musste ich bis dahin schon einiges eingebüßt haben. Meine Hände waren zwischenzeitlich so mager geworden, dass ich den Eindruck gewann, man könne durch sie hindurchsehen, wenn ich sie vor die Tag und Nacht brennende Zellenbeleuchtung über der Tür hielt.

Eines Tages war diese Einzelhaftzeit, die auch durch Verhöre nicht unterbrochen wurde, wieder beendet. Wie viel Tage oder auch Wochen inzwischen vergangen waren, weiß ich nicht. Nun befand ich mich also wieder in einer Normalzelle, mit normaler Belegung, fünf Mann, und normalem Tagesablauf. Die vier anderen – alles Einzelfälle, persönlich also nicht in Verbindung zu irgendeiner Gruppe stehend – befanden sich alle im Verhör-rhythmus, jede Nacht war ein anderer dran.

Dann ging auch meine Untersuchungszeit dem Ende entgegen. Nach einer Frist von ca. fünf Monaten war erfahrungsgemäß bei geklärten Verhältnissen mit einer Verhandlung zu rechnen, und diese Zeit war jetzt abgelaufen. Über den Zellennachrichtendienst hatten wir erfahren, dass schon einige Mitglieder dieser Werdergruppe verurteilt worden waren – im Normalfall zu 25 Jahren Zwangsarbeit, aber auch Todesurteile waren ausgesprochen wor-

den. Die übrigen Namen der Mitglieder der Werdergruppe, außer Axels, kannte ich ja nicht. Aber an zwei davon kann ich mich nach deren Verurteilung dennoch erinnern. Diese Namen wurden durchgeklopft – Hanni und Heiner Kuhfuß. Beide waren zum Tode verurteilt und danach in den Flur mit den Todeszellen gebracht worden. Zu diesen abgesonderten Zellen war die Verbindung schwierig, sodass wir keine weiteren genauen Angaben erhalten konnten. Aber was hatten die denn anderes getan als wir auch? Und dafür erhielten sie dann die Todesstrafe? Das waren keine guten Aussichten für uns.

Vor dem Aufruf zum Tribunal werden diejenigen Häftlinge, deren Vergehen miteinander in Verbindung gebracht wurden und die folglich dann auch gemeinsam verurteilt werden sollten, von den Untersuchungsrichtern nochmals zur Abstimmung der Anklage gemeinsam verhört. So war das dann auch bei Axel und mir der Fall. Es musste Anfang Dezember 1951 gewesen sein, als ich – diesmal war es am Abend und nicht in der Nacht, aber draußen war es der Jahreszeit entsprechend bereits dunkel – zum Verhör geholt wurde. Axel saß bereits im Vernehmungszimmer auf der Fensterwandseite – ich musste mich ihm gegenüber auf einen Schemel neben der rechten Türseite hinsetzen. Auch er hatte in den vergangenen Monaten nicht zugenommen. Sprechen durften wir nicht miteinander. Unsere Zusammenkunft nahm – im Vergleich zu bisherigen Verhören und sonstigen Aufenthalten in diesen Räumen – nicht viel Zeit in Anspruch. Der Untersuchungsrichter verlas lediglich die uns zur Last gelegten Anklagepunkte. Wir wurden danach zurück in unsere Zellen geführt und sahen uns erst beim Tribunal wieder. Am 12. Januar 1952 wurden wir, Axel und ich, zum Tribunal geführt. Der hierfür zuständige Truppenteil wurde mit Nr. 23258 beziffert. Den Vorsitz führte ein Oberst, Beisitzer waren zwei Leutnants – mit hellblauen Mützenbändern. Eine unweiblich wirkende Dolmetscherin in Uniform war auch noch dabei.

Zuerst erfolgte eine langwierige Aufnahme unserer Personalien. Einer der Beisitzer war schon nach kurzer Zeit eingeschlafen, der andere malte Männchen auf das vor ihm liegende Papier, wie aus seinen Handbewegungen deutlich zu erkennen war.

Die Anklageschrift wurden in Russisch verlesen und kurz von der Dolmetscherin übersetzt. Nach kurzer Beratung durch das Tribunal, der Schläfer war dazu wieder geweckt worden, wurde gefragt, ob wir vor der Verurteilung noch etwas sagen wollten. Das wollten wir und darüber hatten wir uns zwischenzeitlich auch schon miteinander verständigt. Wir wollten nach Möglichkeit erreichen, nicht zu einem Gefängnisaufenthalt verurteilt zu wer-

den. Aus diesen Kästen, Brandenburg oder Bautzen oder wo sonst noch, konnte kaum einer entkommen – aus einem mehr oder minder offenen Arbeitslager aber ergab sich dazu vielleicht eine Möglichkeit. Naive Hoffnungen – aber was soll's. Und diese unsere Meinung, möglichst nicht zu einem Gefängnisaufenthalt verurteilt zu werden, gaben wir dann an. Den Begriff Todesstrafe, die ja auch möglich gewesen wäre, schlossen wir dabei aus unserer Denkweise aus.

Axels Strafe betrug 25 Jahre Lager – Arbeits- und Besserungslager war die genaue Bezeichnung – und meine auch. Diese Frist überstieg unser damaliges Alter erheblich und war für uns unvorstellbar. Ausschlaggebend für meine Verurteilung waren die Artikel 58.6 und 11 des Strafgesetzbuches der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik. Der Art. 58.6 bezog sich auf Spionage. Darunter wird die Weitergabe und Sammlung von Nachrichten, „die ihrem Inhalt nach ein besonders schutzwürdiges Staatsgeheimnis darstellen“, verstanden. Bei den auf den öffentlichen Straßen herumkurvenden russischen Militärfahrzeugen handelte es sich also bezüglich deren Kennzeichen um „besonders schutzwürdige Staatsgeheimnisse“. Der Art. 58.11 bezog sich auf „organisatorische Tätigkeiten“, kurz: um die Mitgliedschaft in Widerstandsgruppen.

Das war's dann. Wir wurden wieder abgeführt und in eine der schon erwähnten Gemeinschaftszellen zu den schon zuvor Verurteilten gebracht. Axel habe ich das letzte Mal bei unserem Tribunal gesehen – jeder von uns kam in eine andere dieser Zellen. Da gab's dann gleich die nächste Überraschung. Die ganze Zelle war ja voller Russen – auf den ersten Blick sah das jedenfalls so aus: Keiner dort war, wie wir frisch Verurteilten, in Zivilkleidung – alle dort trugen russische Uniformen. Aber einige von den Gesichtern kamen mir bekannt vor – das waren doch Mithäftlinge aus irgendeiner der bisherigen Zellengemeinschaften. Und nach der ersten „Wiedersehensfreude“ mit den alten Kollegen erfolgte die Aufklärung. Jeder Verurteilte musste seine privaten Kleidungsstücke abgeben. Diese wurden sorgfältig registriert und eingelagert. Dafür erhielt der Häftling dann ausgesonderte russische Uniformen. Das waren zum einen die „*Gymnasterki*“, die Hemdblusen der Roten Armee mit dem kleinen Stehkragen, und zum anderen sandfarbene Stiefelhosen. So eingekleidet waren wir von den Kalfaktoren äußerlich jetzt nicht mehr zu unterscheiden. Taschen waren in diesen Kleidungsstücken zwar auch vorgesehen – eine im Hemd und zwei in den Hosen –, aber die Taschenbeutel waren nur noch selten vorhanden. Diese hatten ihre neuen Besitzer häufig schon als Behältnisse für Schachfiguren oder andere

Kleinigkeiten herausgerissen. Am folgenden Tag wurde auch ich neu eingekleidet.

In diese großen Gemeinschaftszellen, die mit bis zu 20 und mehr Personen völlig überbelegt waren, gab es keine Schlafpritschen – geschlafen wurde auf den Strohsäcken auf dem Boden. Aber es gab doch mehr Raum zum Laufen. Hier brauchte man keine „Runden“ zu drehen, hier konnte man richtig hin und her laufen.

An einigen wenigen Tagen wurden wir auch zum Hofgang herausgelassen – in unserer normalen jetzt aus Uniformteilen bestehenden Bekleidung, Mäntel oder Jacken besaß keiner von uns. Das war zu dieser Jahreszeit, im Winter, nicht unbedingt erholsam und gesund wohl auch nicht. Wir hatten dabei einer hinter dem anderen her zu gehen – im Kreise herum. Es durfte dabei nicht gesprochen werden. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mir den Kastanienbaum im Hof – jetzt war er kahl – genauer ansehen. Es war ein stattliches Kerlchen. Und bei diesen Hofgängen bemerkte ich dann auch, dass es nach der Anordnung des erhöhten Postenstandes mindestens noch einen weiteren Hof geben musste. Ein weiterer Postenstand befand sich auf dem Dach über dem Haus an der Junkerstraße.

Unsere Zelle war zwischenzeitlich so überfüllt, dass ein Transport, wohin auch immer, in Aussicht stand. Es musste gegen Ende April 1952 gewesen sein, als der Schließer mit einer Namensliste in der Tür erschien. Diesmal wurde auch mein Name aufgerufen – schnelle Verabschiedung von den Zurückbleibenden – und dann wurden wir, ungefähr zehn Leute, in einen Raum im Erdgeschoss geführt. Dort erhielten wir unsere Zivilkleidung zurück, mussten die Uniformen wieder abgeben, wurden anschließend in den Hof geführt und in eine „Grüne Minna“ verfrachtet. Dieser Transportwagen war mit vier Einzelzellen und weiteren Sitzplätzen für ca. sechs Häftlinge ausgestattet. Die Wächter im hinteren Teil des Wagens waren durch eine Zwischenwand von uns getrennt – sie konnten aber durch ein Fenster das Innere des Wagens beobachten. Ich wurde in eine der Einzelzellen – linke Wagenseite, erste Zelle – eingeschlossen. Handschellen erhielt ich diesmal nicht. Eng war's da drin durchaus, aber etwas bewegen konnte ich mich doch. Durch das nicht verschließbare Guckloch in meiner Tür konnte ich durch die Ventilatoröffnung im Wagendach – das Ding funktionierte offensichtlich auch nicht – bei entsprechender Körperverrenkung den Himmel sehen. Der war grau an diesem Tage. Und dann ging die Fahrt los. Wohin? Das wusste keiner von uns.

An den Kurven und den durch die Lüftungsöffnung von mir erkennbaren Überleitungen der Straßenbahn versuchte ich nachzuempfinden, wohin wir

führen. Nach Durchfahrt des Brettertores ging's zuerst nach links, die Lindenstraße runter bis zur Charlotten-Straße, das erkannte ich an den Oberleitungen. Dann ging es weiter in Richtung Nauener Straße und dann wieder nach rechts, am Wilhelm Platz vorbei Richtung Langebrücke, weiter am Bahnhof vorbei – man hört am Geräusch, ob man über Brücken fährt – und danach anscheinend in Richtung Drewitz. Trotz aller Bemühungen konnte ich mich jetzt nicht mehr orientieren. Es dauerte mindestens eine Stunde oder mehr, bis der Wagen wieder hielt. Wir standen im Hof eines großen Gefängniskomplexes. Das hier war kein Neubau, sondern ein solides altes Gemäuer. Wir waren im Gefängnis Berlin-Lichtenberg angekommen. Hier war der Ton schon wesentlich rauer: Wer nicht gleich spurte, musste mit einem Kolbenschlag ins Kreuz rechnen. Wieder brachte man uns in einer Gemeinschaftszelle unter.

Diese hier war noch wesentlich größer als unsere bisherige in Potsdam – und sie war noch nicht voll belegt. Einige Mecklenburger, dabei ein Boxer aus Schwerin, waren schon da, einige Russen und noch andere Ausländer – im Ganzen eine recht gemischte Gesellschaft. Unser weiterer Weg war nach diesen Gegebenheiten voraussehbar, es ging wohl weiter nach Osten. Das hier war auch nur eine Sammelstelle. Und die Pessimisten unter uns malten schon wieder aus, was uns alles erwarten würde, und strapazierten damit die Nerven ihrer Mithäftlinge - bis man sie endlich, manchmal zwar auf eine etwas ruppige Art, wieder zum Schweigen brachte.

## Ostwärts

### Anfang April 1952 – 20.6.1952

Anfang April verließen wir diese Haftanstalt wieder. Wie viele Häftlinge damals zu einem Transport zusammengefasst wurden, kann ich jetzt nicht mehr sagen und auch nicht, von welchem Bahnhof wir in Berlin abfuhrten. Verladen wurden wir in für einen Gefangenentransport umgebaute Postwagen der Deutschen Reichsbahn. Die einzelnen Abteile waren zum Gang hin durch Maschendrahtgitter abgeteilt, sodass die auf dem Gang auf und abgehenden Posten alle Häftlinge gut überwachen konnten. Sitzbänke gab es in jedem Abteil, aber hinaussehen konnten wir nicht. Alle Fenster besaßen einen Schutzanstrich, der sie undurchsichtig machte.

Die Toiletten befanden sich, wie das bei D-Zug-Wagen üblich ist, an den Wagenenden. Eine Benutzung derselben wurde uns jedoch nicht zu den Zeitpunkten gestattet, die wir für notwendig hielten. Meldete sich jemand mit einem Bedürfnis, so erhielt er vom russischen Posten den groben Hinweis: „Scheißen verboten“ – mit kurzem harten „O“ gesprochen –, und damit hatte er dann irgendwie fertig zu werden. Erstaunlicherweise ging das auch, obwohl dieses Verhalten nun durchaus nicht der menschlichen Natur gerecht wurde. Die Toilettenbenutzung wurde erst ermöglicht, nachdem die Posten den Befehl dazu erhielten, uns dorthin zu führen. Und so wurde Abteil für Abteil einer nach dem anderen herausgelassen, ob er sich nun erleichtern musste oder nicht. Auch bei den Russen also galt: Befehl ist Befehl!

Nach etwa zwei Tagen hielt der Zug in *Brest-Litowsk* und der ganze Transport wurde dort in einem großen Gefängnis am Stadtrand untergebracht. Jedoch eine Verteilung auf die Zellen erfolgte nicht sofort. Wir wurden erst mit für uns von jetzt an geltenden Zivilisationsbedingungen bekannt gemacht. Dazu führte man uns in einen großen ebenerdigen Raum und dort hatten wir die gesamte Kleidung abzulegen. Die Kleiderbündel wurden zur Entlausung gebracht. Wir erhielten anschließend die Gelegenheit, nach erfolgter Körperrasur, also Kopf, Bart und wo sonst noch Haare zu finden waren, uns endlich waschen zu können – den ganzen Körper, für mich das erste Mal nach den vergangenen Haftmonaten. Aber danach ging die Treiberei schon wieder los – wir waren noch nicht ganz trocken, da teilten ein paar recht robuste Russinnen, auch Häftlinge, uns die „gereinigten“ Klamotten wieder zu. Die zurückgegebene Kleidung war noch heiß – wohl von der vorgenommenen Dampfbehandlung. Ob sich davon jedoch Läuse oder

anderes Ungeziefer hatten abschrecken lassen, war nicht festzustellen. Ge-krabbelt hatte vorher nichts und nachher auch nicht. Dann erfolgte die Verteilung auf die Zellen – hier erhielt dann jeder von uns eines von den dort üblichen Metall-Stockbetten zugeteilt.

Zuerst lagen wir mit sechs Mann auf der Zelle – aber im Laufe von wenigen Tagen füllte sich der Raum. Wir erhielten weiteren Nachschub aus Sachsen, und auch ein paar Russen wurden bei uns einquartiert, die aber nicht lange in unserer Zelle blieben. Hans Junghans aus Sachsen, ein Masseur, der uns bis zur Endstation begleitete, war einer der Ersten, die zu uns stießen. Offensichtlich kamen hier fortlaufend neue Häftlingstransporte an.

Auch zum Freigang wurden wir geführt. Dafür standen mehrere nebeneinander liegende, von Mauern eingefasste und nach oben hin offene Räume zur Verfügung. Sie maßen im Quadrat ca. 12 x 12 Meter und waren oberhalb der wohl 4 Meter hohen Mauern von Postengängen eingefasst. Die Bewacher beobachteten hier also die Häftlinge von oben. Auf dem Weg dorthin über den Gefängnishof konnte man in unmittelbarer Nähe eine kleine weiß gestrichene Kirche mit spitzem Kirchturm erkennen.

Nach einigen weiteren Tagen, unsere Zelle war inzwischen wieder voll belegt worden, gingen wir erneut auf Transport. Der wurde diesmal aber nicht mit D-Zug-Wagen, sondern mit Güterwaggons durchgeführt. Diese hier aber waren wesentlich größer als unsere Kastenwagen – die in der UdSSR übliche breitere Spurweite wirkte sich aus. So ein Waggon fasste leicht 60-80 Mann. An den Frontseiten befanden sich in halber Wagenhöhe zwei übereinander liegende Holzpritschen. Doch nicht jeder fand – je nach Belegung – darauf auch Platz. Ein Fass für die menschlichen Bedürfnisse, nicht immer mit Deckel, stand an einer Seite des Wagens – das war dann die gesamte Einrichtung.

Wir fuhren an sich endlos dehrenden Landschaften mit Waldflächen vorbei nach Moskau. Angekommen ist der Zug dort auf einem der im Westen der Stadt gelegenen Bahnhöfe, es kann der „Weißrussische Bahnhof“ gewesen sein, am Vormittag. Unsere Waggons mussten wir noch vor den „öffentlichen“ Bahnsteigen verlassen.

In einzelnen Gruppen, von Posten eskortiert, wurden wir dann über die regulären Bahnsteige auf einen Platz vor dem Bahnhof geführt, auf dem eine Reihe von Kastenwagen auf uns wartete. Dahinein wurden wir verladen und in die Stadt gefahren. Von den Reisenden, die auf den Bahnsteigen auf ihre Züge warteten, hat sich keiner nach uns umgedreht. Die kleine Häftlingsgruppe, zu der ich gehörte, wurde in einem der letzten abfahrenden Wagen untergebracht und dann ging's quer durch Moskau. Schließlich ka-

men wir auf irgendeinem anderen der Moskauer Bahnhöfe an, wurden wieder in die Güterwaggons verfrachtet – aber unser Zug setzte sich nicht in Bewegung. Nach uns kam dann noch einer dieser kleinen Gefangenenwagen an und hielt neben dem Gleis – aber nur zwei Häftlinge stiegen aus. Sie wurden in unserem Waggon untergebracht. Es handelte sich um zwei Deutsche, die in einem der Moskauer Gefängnisse gesessen hatten, ein Apotheker aus Sachsen und Horst Rosé. Anschließend ging die Fahrt dann in der nun schon gewohnten Art weiter.

Nach mehreren Tagen erreichte der Transport *Kuibyschew* an der Wolga. Seit 1991 wird diese Stadt *Samara* genannt. Auch hier nahm keiner der Zivilreisenden auf dem Bahnsteig Notiz von uns. Wie weit waren wir denn nun schon von der Heimat entfernt und was sollten wir denn hier? Die geographisch Gebildeten wussten auf den ersten Teil der Frage eine Antwort. Wir waren jetzt so an die 2.500 km von Berlin entfernt, aber auf beinahe der gleichen geographischen Breite geblieben. Man brachte uns hier in einem Durchgangslager am westlichen Stadtrand unter. Das bestand diesmal aus innen und außen weiß getünchten Holzbaracken. Dort kamen wir nun direkt mit russischen Häftlingen, politischen und kriminellen, in Kontakt. Von den Kriminellen befanden sich zwei schon vor uns in dem uns zugeteilten Raum und hatten die besten Plätze an den Fenstern bereits belegt – sie waren recht freundlich zu uns. Eine Unterhaltung mit ihnen war aber aufgrund sprachlicher Schwierigkeiten kaum möglich. Ansonsten lief das Leben hier wie im Gefängnis auch ab – also hinter verschlossenen Türen.

Auch hier blieben wir nur wenige Tage. Am Tag vor der Weiterfahrt erhielten wir zum Abendessen Brot und Fisch, besser gesagt: Fischchen. Die wurden in zwei Schüsseln in den Raum gereicht, und unsere zwei Kriminellen waren als Erste an der Tür – nahmen die eine der Schüsseln für sich und überließen uns die andere. Diese dickbäuchigen Fischchen besaßen die Größe von kleinen Öl-Sardinen, waren stark gesalzen und nicht ausgenommen – wer hätte das bei deren Größe bzw. Kleinheit auch machen sollen – und sie wurden im Ganzen geschluckt. Die Kriminellen gingen jedenfalls auf diese Art so damit um und wir machten es, Überwindung hat's uns zuerst schon gekostet, nach.

Am folgenden Tag gingen wir also wieder *na etap*. „Auf *Etappe* gehen“ nennt man auf Lagerrussisch den Transport in ein anderes Lager. Diesmal brachte man uns in umgebauten D-Zug-Wagen unter. Die Abteile besaßen zusätzlich noch oberhalb der normalen Sitzebene eine weitere Etage. Durch Umklappen der doppelagig angeordneten oberen Bänke konnte eine geschlossene Fläche geschaffen werden, auf der man liegen konnte. Unsere



Abteile waren durchschnittlich mit vierzehn Mann belegt worden – die Russen, Kriminelle oder Politische, beherrschten als Profis die oberen Abteilenebenen. Wir, die Deutschen, saßen auf den normalen Sitzplätzen im unteren Bereich, in dem man sich nicht hinlegen konnte.

Die normalen menschlichen Bedürfnisse wurden wie auf der Fahrt von Berlin nach *Brest-Litowsk* erledigt. Wenn der Posten einen nach dem anderen aus dem Abteil auf den dafür vorgesehenen Ort entließ, hatte man sich zu entleeren. Oder man ließ es bleiben. Diese Tätigkeit aber nun auf Kommando auszuüben, ist nicht jedermanns Sache. Und so ging es auch mir auf dieser Fahrt – die am Vorabend genossenen Fischchen wirkten sich auf meine Verdauung aus. Die Kriminellen hatten in *Kuibyschew* wohl ziemlich genau erkannt, welche Fische noch gut waren und welche an die dummen Deutschen weitergegeben werden konnten, und das zeigte jetzt Wirkung bei mir. Als ich dann an die Reihe kam, ging also nichts – aber als ich wieder im Abteil war, begann sich mein Inneres zu rühren. Ich machte den Posten darauf aufmerksam, aber der war davon wenig beeindruckt. Seinen Auftrag hatte er erfüllt und Weiteres ging ihn nichts mehr an. Aber damit war mein Problem noch nicht gelöst. In das Abteil konnte ich mich doch wohl kaum entleeren – und er machte keine Anstalten, mich herauszulassen. Wir standen uns beide Auge in Auge, durch die Vergitterung des Abteils getrennt, gegenüber. Viel älter als ich war er auch nicht. Es war fast ein Duell – er wollte nicht nachgeben und ich konnte nicht. Ich fing an, meine Hose zu öffnen und herunterzuziehen, durch das Gitter hätte ich mich entleeren können, auf seine Stiefel. Mir war in diesem Moment alles egal. Und die Russen auf den oberen Plätzen hatten auch mitbekommen, dass die Sache jetzt ernst zu werden begann und mischten sich lautstark in unseren Disput ein. Verstanden haben wir ihre Argumente ja nicht, aber sie müssen überzeugend gewesen sein. Der Posten schloss das Abteil wieder auf, ließ mich knurrend raus und in Kürze war die Situation dann zufriedenstellend erledigt. Die Fahrt ging danach ungetrübt weiter. Nach ca. drei Tagen – an die 800 km waren wieder zurückgelegt worden – trafen wir in *Tscheljabinsk* ein. Die *peressylka* – das Durchgangslager – bestand ebenfalls aus einem Barackenlager, jedoch in Blockbauweise. Hier wurden wir in eine der zahlreichen fast schon vollständig belegten Baracken eingewiesen. Die Einordnung in Einzelräume oder Zellen wie bisher entfiel und wir konnten auch ungehindert die Baracken verlassen und im Lagergelände umherlaufen. Das war für uns eine echte Erholung. Wegen der Überbelegung dieses Lagers gab es für uns zuletzt Angekommene aber keine Möglichkeit, Plätze auf irgendwelchen Schlafstellen – bestehend aus mit Holz-Keilen gesicherten

Vierbettgestellen – zu erhalten. Diese waren längst belegt worden. Wir schliefen zu ebener Erde auf den Dielen des nicht gerade sauberen Fußbodens.

Die Belegung war recht unterschiedlich. Die Häftlinge kamen aus allen möglichen Teilen der UdSSR, aus einer Reihe von Satellitenstaaten und auch aus den von der Sowjetunion im fernen Osten besetzten Gebieten. Jede dieser Gruppen unterlag einer gewissen hierarchischen Ordnung. Je ein Einzelner oder eine kleine Schar aus einer Gruppe gaben den Ton an und alle anderen ordneten sich ein, aber nicht unbedingt unter. Ein Grund dafür waren gewiss zum einen die sprachlichen Verbundenheiten – Russisch war eben nur den Sowjetbürgern uneingeschränkt geläufig, alle anderen Nationalitäten hatten damit mehr oder minder Schwierigkeiten. Und zum anderen ergaben sich aus dieser Rangordnung Ansprechpartner für die Obrigkeit, die nur einem oder einigen wenigen mitteilen musste, wie es weitergehen würde. Die Benachrichtigten sorgten dann schon dafür, dass keiner ihrer Landsleute ohne Information blieb.

Ich habe nach allem gefragt, was meine Aufmerksamkeit erregte und fast immer bereitwillig Antwort erhalten. Kontrollieren konnte ich natürlich nicht immer, ob richtig war, was man mir sagte. Und auch meine von der Schule her angelernten, aber unvollkommenen Kenntnisse der russischen Sprache konnte ich Schritt für Schritt etwas vertiefen. Fluchen lernt man wohl in jeder Sprache zuerst, besonders unter unseren Umständen, aber Bitte und Danke und einige Grußformeln waren auch von Bedeutung und erleichterten das Leben.

Es dauerte wohl eine Woche, bis wir wieder auf Etappe gingen – weiter in Richtung Osten. Nach zwei Tagen und weiteren 600 km kamen wir an *Omsk* vorbei und überquerten den *Irtisch* und nach weiteren zwei Tagen und weiteren 600 km den *Ob*. Wenn wir auch den Umständen entsprechend nicht viel von der durchfahrenen Gegend sehen konnten, so war doch am Geräusch feststellbar, ob wir uns auf einem normalen Gleiskörper oder auf einer Brücke bewegten. Diese Brückenfahrten schienen endlos lange zu dauern – wie breit sind hier diese Flüsse?

Nach einigen Tagen erreichten wir *Novosibirsk*, wurden mit Lkws zu dem weit außerhalb der Stadt liegenden Gefängnis, ockergelb angestrichen und ringsum laternenbeleuchtet, gebracht, und die übliche Prozedur vor der Einweisung in die Zellen wiederholte sich wie schon in *Brest-Litowsk*. Lange blieben wir dort auch nicht – es ging noch weiter nach Osten.

Und dann erreichten wir *Taischet* – knappe 6.000 km waren wir jetzt von der Heimat entfernt und gute 2 Monate waren wir unterwegs gewesen. Um

die Mittagszeit waren wir dort auf dem Bahnhof eingetroffen. Unser Zug wurde auf ein Nebengleis geschoben und Waggon für Waggon wurde geöffnet. Die Besatzungen von zwei bis drei Waggonen hatten sich gemeinsam zum Abmarsch aufzustellen. Doch bevor sich unsere Kolonne in Bewegung setzen konnte, wurde erst mal gezählt, wie viele hier denn nun tatsächlich angekommen waren. Das Zählen der Häftlinge ist eine der Hauptbeschäftigungen der Bewachungsmannschaft und erfolgt stets nach den gleichen Regeln. Es wird in Fünferreihen angetreten, die erste Reihe geht auf Kommando geschlossen ein paar Schritte vor oder bis zu einem von dem jeweiligen Wachhabenden angegebenen Punkt. Dann darf, wieder auf Kommando, die nächste Reihe aufschließen und so weiter bis zum Schluss – und wenn die ermittelte Anzahl der Häftlinge nicht mit der auf Transit geschickten übereinstimmte, so wurde eben nochmals und nochmals, also beliebig oft, gezählt, bis die Endsumme stimmte.

Irgendwann hatten wir dann auch das Zählen überstanden, und unsere nicht kleine Häftlingskolonne wurde, ringsum von Posten und mehreren Hundeführern eskortiert, durch den Ort geführt. Die seitlich von uns laufenden Posten benutzten die Gehsteige, die vor und hinter uns gehenden Bewachungen mussten, wie wir auch, die Straße benutzen. Die Straße, auf welcher sich der Verkehr mit Lkws oder Pferdewagen abwickelte, bestand aus unbefestigtem Erdreich. Sie wies entsprechend mehr oder minder tiefe Fahrspuren auf und war jetzt vom Regen total aufgeweicht. Wir wurden in einer großen Kolonne über die Straße geführt, und ich merkte schon, meine Halbschuhe machen mir hier Schwierigkeiten. Der vom aufgeweichten Dreck ausgehende Sog wirkte sich Schritt für Schritt aus, und dann war es passiert, mein linker Schuh blieb darin stecken. Was jetzt geschah, vollzog sich im Ablauf von Sekunden, aber für mich war es entscheidend. Mein linker Fuß war also plötzlich ohne Kontakt zum Schuh – der war im Dreck einfach stecken geblieben. Sollte ich jetzt ohne den Schuh, also mit nur noch einem weitergehen bzw. humpeln, weil die Kolonne nicht stehen bleiben durfte? Wie soll das aber später weitergehen? Ohne Schuhe kann ich mich nicht dem normalen Lagerablauf angleichen und woher bekomme ich neue? Das alles schoss mir in Sekundenbruchteilen durch den Kopf – instinktiv war ich ja stehen geblieben und angelte mit dem Fuß in dem Matsch herum nach meinem verlorenen Schuh. Die Reihen hinter mir liefen natürlich auf, kamen aus dem Laufrhythmus, und die seitlich neben uns gehenden Posten wurden auch schon aufmerksam. Und dann hatte ich ihn, meinen linken Schuh, doch wieder mit dem Fuß erwischen und auch hineinschlüpfen können – Schnürsenkel behinderten mich dabei nicht, die hatte

man mir schon beim Stasi abgenommen. Wie auch immer, jetzt konnte ich wenigstens wieder einigermaßen laufen, wenn der Schuh auch voll Dreck war, mein Fuß passte auch noch hinein. Ich arbeitete mich wieder in meine Reihe vor – die Kolonne zockelte weiter – schnell ging's in dem Matsch ja nicht – und dann hielten wir irgendwann vor einem Lager an.

Nun ging die Zählerei wieder los, erst vor dem Tor und dann dahinter noch einmal von der Lagerwachmannschaft. Viel bekamen wir von diesem Lager jedoch nicht zu sehen – wir wurden ohne Umwege in eine vom übrigen Lagerbereich abgeteilte Baracke geführt. Eine Verbindung zu den Lagerinsassen ergab sich dabei nicht. Da saßen wir nun drin in den vermieteten Barackenräumen und warteten auf das, was da jetzt weiter auf uns zukommen sollte. Wir befanden uns wieder in einem Durchgangslager. Unsere letzte Station konnte das also noch nicht sein, denn keiner holte uns zur Arbeit. Später habe ich erfahren, dass es in *Taischet* nur ein Lager gab, das über eine *peressylka*, eine Durchgangsstation, verfügte, das Lager 09. Komplette wäre die Benennung des Lagers mit den vor die Nummer gesetzten Buchstaben „LP“ gewesen. Diese Kurzbezeichnung LP bedeutet „Lag-Punkt“ und weist im Amtsrussisch wohl darauf hin, dass es sich bei den den Buchstaben folgenden Ziffern um eine Lagernummer handelte.

Nach recht kurzer Zeit, vielleicht nach zwei Tagen, erschien ein Offizier mit einer Namenliste bei uns. Bis nach Moskau blieb die Zusammensetzung des ursprünglich aus Lichtenberg abgeschickten Häftlingstransports unverändert. Von da an aber wurden in fast jedem Durchgangslager Einzelne oder ganze Häftlingsgruppen aussortiert und anderen Lagerbereichen zugeteilt. Ein großer Teil unserer Landsleute war – wie ich später erfuhr – in das Lagergebiet *Workuta* geschickt worden. Nun wurde der verbliebene Rest des deutschen Kontingents aufgerufen.

Draußen vor der *peressylka* warteten schon offene Lkws sowie die erforderliche Wachmannschaft auf uns, und nach relativ kurzer Fahrt befanden wir uns am Zielort. Dieser ganze Bereich, an dem wir vorbeigefahren waren, war ebenfalls wie ein Lager durch hohe Bretterzäune, die in regelmäßigen Abständen von Postentürmen unterbrochen wurden, eingefasst. Aber das zu diesem Areal gehörende Häftlingslager lag noch dahinter, auf der Ostseite des Industriegebietes, auf dem wir bei der Vorbeifahrt einige große Werkhallen deutlich erkennen konnten.

Die Wagenkolonne hielt und wir stellten uns vor dem Lagertor zum Zählen auf. Wütendes Hundegebell empfing uns – und wenig Tiere waren das auch nicht, das konnte man deutlich an den unterschiedlichen Tonlagen des Gebläffs erkennen. Aber wir sahen sie nicht. Die Posten trieben uns auf das

Lagertor am Ende der Straße zu. Daneben war noch ein weiteres Tor zu sehen. Dieses musste wohl zu dem Industriegelände führen. War das hier unsere Endstation? Am 20. Juni 1952 waren wir in *Taischet* angekommen, genau ein Jahr nach meiner Verhaftung.

Zu den Reisebedingungen in den Güterwagen muss ich noch nachtragen: Washwasser erhielten wir auf der Fahrt nicht, aber Trinkwasser gab es wiederholt. Und jetzt lernten wir Neuen hier von den Erfahrenen, wie man mit einem Becher Wasser fast eine Ganzkörperwaschung vornehmen konnte. Dazu nahm man sich einen großen Schluck Wasser in den Mund – der eigene Speichel machte das Wasser weich –, ließ etwas davon auf seine Hände gleiten und wusch, besser gesagt benetzte, damit den Körperteil, den man säubern wollte – das Gesicht, Hals, Oberkörper und so weiter – je nachdem, wie viel Wasser eben zur Verfügung stand. Die auf der Haut verdunstende Feuchtigkeit ließ den Eindruck entstehen, sich gewaschen zu haben, und man erlag der Illusion, wieder etwas sauberer zu sein. Eine sehr sparsame Methode. Wie viele Mundvoll Wasser mögen wohl in einer Badewannenfüllung enthalten sein?

**TAISCHET LP 048****Juni – Herbst 1952**

Nun standen wir also wieder vor einem Lagertor. Es war triumphbogenartig gestaltet, wie hier fast alle Einfahrtstore in offizielle Areale, und wurde am höchsten Punkt durch einen roten Sowjetstern verziert. Wir stellten uns nach bewährtem Muster in Fünferreihen auf und wurden gezählt. Die Zählergebnisse wurden auf dünnen Holztäfelchen festgehalten – nicht auf Papierblättern. Waren die Täfelchen dann irgendwann voll geschrieben, so wurden sie wieder abgeschliffen und weiter verwendet – bis auch das dann nicht mehr möglich war. Dann musste ein neues Brettchen her.

Nach Abwicklung der Empfangszeremonie führte man uns, von Posten umgeben, auf der Nordseite des Lagers am Zaun entlang in eine vom übrigen Lagerbereich durch Stacheldraht abgegrenzte Baracke. Das war die *peressylka*, das Durchgangslager dieses Arbeitslagers. Dort wurden alle Neuankömmlinge, bevor sie einer weiteren Verwendung zugeteilt wurden, untergebracht.

Auf dem Weg vom Tor bis zur *peressylka* schaute ich mir die Einzäunung des Lagers etwas genauer an. Die Begrenzung bestand aus einem ungefähr drei Meter hohen Bretterzaun – hinaussehen konnte man also nicht –, dessen obere Kante mit zur Lagerseite hin geneigten mehreren Reihen Stacheldraht bestückt war. In regelmäßigen Abständen, das können etwa 100 m gewesen sein, standen auf der Außenseite des Zauns überdachte Hochstände für die bewaffneten Posten. Die schauten jetzt von da oben aus zu, wie wir vorbeigeführt wurden. Vor dem Zaun, auf der Lagerinnenseite, befand sich ein weiterer ebenfalls 3 m hoher Zaun aus Stacheldraht. Der war von der Bretterwand ca. 2 m entfernt, und in dem unbewachsenen Zwischenraum befand sich in 1,5 m Höhe ein waagrecht gespannter Draht. Daran wurden nachts die Leinen der Hunde eingehängt, die dann ungehindert hin und her laufen konnten. Dass von diesen Tieren ausreichend vorhanden sein mussten, hatten wir schon an deren Gebell am Lagertor feststellen können. Vor dem Stacheldrahtzaun gab es dann noch einen ca. 5 m breiten ebenfalls unbewachsenen Streifen, zum Teil mit Stolperdraht oder den auslaufenden Enden des Stacheldrahts vom Zaun bestückt. Und davor standen an niedrigen Pfosten befestigte kleine beschriftete Holztafeln. „*Sapretnaja sona*“ stand da drauf. Ab hier begann also die „Verbotene Zone“. Ein Überschreiten der von den Holztafelchen gebildeten ideellen Linie veranlasste die Posten zu sofortigem Waffengebrauch, ohne vorherigen Anruf.

So primitiv die einzelnen Zaunbereiche herstellungsmäßig auch wirkten, in ihrer Gesamtanordnung ergab sich daraus jedoch ein unüberwindbares Hindernis. Im Zuge dieser Zaunbetrachtung waren wir vor der abgegrenzten Baracke angekommen: Wir Deutsche aus diesem Transport waren an die zwölf Mann und wurden in einem Raum gemeinsam untergebracht. Was erwartete uns hier?

Am folgenden Tag wurden wir eingekleidet. Im Magazin hatten wir unsere nun wirklich nicht mehr taufrischen Zivilklamotten abzugeben. Die wurden für jeden einzeln in Schachteln verpackt und diese namentlich beschriftet. Ordnung muss sein. Dann erhielten wir unsere Lagerbekleidung zugeteilt: Unterwäsche, eine lange Hose und eine hemdartige Jacke, Schnürschuhe und Fußlappen, eine Schirmmütze und eine lange Wattejacke. *Buschlat* wurde dieses Kleidungsstück hier benannt. Alle Kleidungsstücke, die wir da erhielten, waren bereits gebraucht. Als der Magaziner, auch ein Häftling, feststellte, dass wir Deutsche sind, suchte er für uns nicht die besten Stücke heraus. Mir händigte er eine besonders schlechte Wattejacke aus. Sie besaß keinen einzigen Knopf – ich konnte sie also nicht schließen –, hatte aufgeplatzte Nähte und Löcher, durch welche die Watte herausquoll. Ein Umtausch war nicht möglich. Aber konnte ich ihm übel nehmen, dass er Deutsche nicht mochte? Und noch ein einschneidendes Ereignis ergab sich hier – wir bekamen unsere Häftlingsnummern zugeteilt. Ich erhielt die Nummer **AO – 174**.

Diese Nummern waren auf dem Rücken unserer Oberbekleidung anzubringen und wir erhielten dafür schmale weiße Stoffstreifen. Nähzeug wurde uns zur Verfügung gestellt und nach Gebrauch wieder eingezogen – Farbe und Pinsel ebenfalls. Dem Magaziner stand ein Helfer zur Verfügung, der im Bedarfsfall das Aufmalen der Nummern vornahm. Von diesem Zeitpunkt an hatten wir uns stets nicht nur mit Namen, sondern auch mit der Nummer zu melden, wenn dies erforderlich wurde.

Dann begann unser erster Arbeitstag. Wir wurden, später als die anderen Häftlinge im Lager, die bereits ihre Baracken verlassen hatten, in den Bereich geführt, der uns bis dahin noch unbekannt war – in das neben dem Lager befindliche Industriegelände. Das war ein umfangreiches Areal mit vielen Werkhallen.

Auf einem der Gleise stand ein mit Steinkohle beladener Güterzug in der Nähe eines massiven Gebäudes mit hohem Schornstein. Diese Waggons sollten von uns so schnell wie möglich entladen werden. Na gut, gegen körperliche Bewegung hatten wir an sich nichts einzuwenden. Aber nach einem Jahr oder auch mehr, die Dauer der Untersuchungshaft war bei jedem von

uns verschieden, zwangsweiser körperlicher Untätigkeit und völlig unzureichender Ernährung hier nun volle Aktivität zu entwickeln, fand nicht unsere uneingeschränkte Zustimmung. Dem Aufbau des Arbeiter- und Bauernparadieses sollten wir doch noch mindestens 25 Jahre zur Verfügung stehen, da konnten wir unsere Kräfte nicht gleich am ersten Tag verschleifen. Und auch eine totale Arbeitsverweigerung wäre eine Möglichkeit gewesen, sich dieser Strapaze zu entziehen. Doch daran dachte hier jetzt keiner. Wir wussten bereits, welche Folgen sich ergeben würden: keine Arbeit – kein Essen, und noch weitere Bestrafungen standen in Aussicht. Es hätte also wenig Sinn gehabt, jetzt noch offenen Widerstand zu zeigen, wenn unsere bisherige persönliche Einstellung auch gegen eine Unterstützung des Aufbaus dieses Arbeiterparadieses sprach. Dieser konnte auch auf andere Weise zum Ausdruck gebracht werden.

So nahmen wir die uns zur Verfügung gestellten Schaufeln entgegen – manche Stiele waren ziemlich rau – und wurden auf die einzelnen Waggons verteilt. Wir Deutsche hielten uns möglichst in einer Gruppe zusammen. Eine Schaufel anzufassen und damit zu arbeiten, war normalerweise für mich kein großes Problem. Dennoch, ich kam in Schwierigkeiten – sowohl durch die nicht mehr gewohnte Körperhaltung als auch wegen des rauen Schaufelstiels. Da gab's bald Blasen auf den jetzt zarten Händchen – aber der Waggon war noch lange nicht leer. Doch den anderen ging's auch nicht besser. Bei den Spezialwagen für Schüttgut ergaben sich kaum Schwierigkeiten. Wir schaufelten also, so gut wir eben konnten oder vermochten und fanden mit dem Ergebnis unserer Arbeit keinen großen Beifall. Ein Zivilist, also kein Häftling, kam zur Besichtigung unserer Leistung und war anscheinend wenig entzückt. Er maulte herum, aber wir verstanden ihn ja kaum und waren demzufolge wenig beeindruckt von seinen erregt und nicht gerade leise vorgebrachten Worten. In seiner Begleitung befand sich ein Häftling, nicht viel älter als ich, der russisch mit ihm sprach. Beide diskutierten heftig miteinander. Offensichtlich ging es um die Standzeit der Waggons, welche nach unserer erbrachten Leistung wohl kaum abzuschätzen war.

Uns jedoch sprach der Fremde, der für Lagerverhältnisse nicht schlecht gekleidet war – jedenfalls hatte er an seinem *buschlat* alle notwendigen Knöpfe und dieser sah auch recht sauber aus –, in ausgezeichnetem Deutsch an. Das war für ihn durchaus kein Kunststück, denn nach dem ersten Staunen stellte sich dann heraus, auch er war ein Deutscher, aber schon seit zwei Jahren hier im Lager. In dieser Zeit hatte er es – im Gegensatz zu vielen anderen Landsleuten, die wir dann später dort noch kennen lernten – geschafft, die russische Sprache zu erlernen. Und wenn man bedenkt unter



welchen Umständen er dies erreicht hatte – Bücher gab's darüber so gut wie keine, Bleistifte – Messer zum Anspitzen waren verboten – waren Mangelware und Papier zum Schreiben gab's auch nicht, außer man verwendete die Reste von Zement- oder Kalksäcken und die wurden von den damit Zutunhabenden bereits streng behütet –, verdiente seine Leistung alle Achtung. Das alles wussten wir zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht. Wir sahen hier nur jemanden, der mit den Russen in Verbindung stand und waren nach unseren bisherigen Erkenntnissen erst mal vorsichtig. Konnte man ihm trauen? Man konnte durchaus, aber auch diese Erfahrung musste von uns erst gemacht werden. Wir arbeiteten also weiter, so gut wir eben konnten und die Kräfte es zuließen, als der Junge wieder auftauchte, eine Schaufel ergriff und mit uns arbeitete. Und nun erfuhren wir auch etwas über ihn. Hans nannte er sich. Er arbeitete in der Transport-, Verlade- oder sonst wie genannten Brigade und war tatsächlich auch für die Abwicklung dieser Kohlenwagenentladung zuständig, soweit die Obrigkeit einem Häftling eine derartige Verantwortung zugestand. Seine Heimatstadt lag in Sachsen-Anhalt und die Gründe seiner Verhaftung und Verurteilung – er hatte wie wir auch 25 Jahre bekommen – entsprachen im Wesentlichen auch den uns zur Last gelegten Umständen. Sie lagen jedoch mehr im parteipolitischen Bereich. Wir arbeiteten nun schaufelnd gemeinsam an der Entladung dieses Waggons und ich erfuhr jetzt endlich von ihm auch genauer, wo wir nun waren und was sich hier abspielte.

Die hier auf dem Werksgelände verteilten Gebäude gehörten zu einerseits getrennt, andererseits aber doch wieder zusammen arbeitenden und sich ergänzenden Betrieben. Genannt wurde das ganze Areal *ZARMS*, abgeleitet von der Bezeichnung *ZENTRALNI AWTO REMONTNI SAWOD*, d.h. im Klartext soviel wie „Zentrales Autoreparaturwerk“. Hier wurden aber nicht nur Lkw repariert, sondern auch mit hier im Werk hergestellten Tanks angelieferte Chassis kleiner Lkws bestückt, also Zisternenwagen gefertigt. Ein weiterer Schwerpunkt lag im Bereich der Wartung und Reparatur von Lokomotiven. Erfüllt wurden diese Aufgabenbereiche in den sog. „Zechen“, so nannte man hier diese Werkhallen.

Das also waren die vielen Hallen, die wir auf der Herfahrt gesehen hatten, und dadurch erklärte sich auch die Lagergröße – denn für all diese Bereiche wurden viele Arbeiter, Häftlinge eben, benötigt. Über das Lager sagte uns Hans, dass hier an die 1.500 Häftlinge oder noch mehr untergebracht wären – sowohl politische als auch kriminelle –, wovon die Deutschen mit ca. 60 Mann, Volksdeutsche aus den Sowjetrepubliken eingerechnet, nur eine relativ kleine Gruppe bildeten.

Am Abend des folgenden Tages erfolgte unsere Verteilung an die einzelnen Brigaden. Ich wurde der „Vierundzwanzigsten“, einer Baubrigade für den Werksbereich, zugeteilt. Dass ich meine Lehre noch nicht abgeschlossen hatte, spielte hier keine Rolle. Ich galt hier als Maurer, als Spezialist. Der Brigadier, ein Ukrainer, nannte sich *Bela*. Er war sich seiner Führungsposition voll bewusst und benahm sich dementsprechend. Ich meldete mich also bei ihm und er teilte mir gnädig eine der oberen Kojen eines Vierbettgestells im Eingangsbereich zu. Die unteren Betten dieser hölzernen Vierbettkonstruktionen – andere gab’s nur noch in der Krankenstation – waren die bevorzugten Plätze. Die Unterbettbewohner konnten nämlich ihre Kojen bequem auch als Sitzbänke verwenden und hatten zudem noch den Vorteil, ein zwischen den Bettgestellen stehendes Möbelstück, so in der Art eines kleinen Nachtschränkchens, benutzen zu können. Auf den oberen Betten schlief das sonstige Volk und hatte darauf zu achten, die Füße möglichst weit oben zu halten, damit die Unteren sich nicht belästigt fühlten. Ich baute mir also die mir zugeteilte Schlafkoje zurecht. Irgendwoher erhielt ich einen Strohsack und eine Decke und verzog mich auf meine Koje in Erwartung der Dinge, die von morgen an dann auf mich zukommen sollten. Mein Nachbarbett war allem Anschein nach auch bewohnt, aber meinen Bett-nachbarn hatte ich bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen. An jedem Bettgestell waren vier Holztäfelchen, eines für jedes belegte Bett, angebracht, auf denen der Name und die Häftlingsnummer des jeweiligen Schlafers vermerkt waren. Den Hinweisen auf dem Schildchen entsprechend musste mein mir noch unbekannter Nachbar aus einem der asiatischen Staaten stammen – *Zei Chang Fu* stand in kyrillischer Schrift als sein Name darauf.

In dieser Baracke lebten an die 70 Mann – jede von den hier untergebrachten Brigaden war mit etwas über 30 Mann etwa gleich stark vertreten. Dann waren hier noch einer der Lagerärzte mit einem seiner Helfer untergebracht und letztendlich der Barackenkalfaktor, der zwar auch einer Brigade zugeteilt war, jedoch nicht mit ihr zur Arbeit ausrücken musste. Abends wurden unsere Baracken abgeschlossen. Doch bevor der Diensthabende der Wachmannschaft, der seine Runde durch alle Lagerbaracken machte, mit seinem Schlüssel tätig werden konnte, musste wieder barackenweise gezählt werden. Die Zählung fand vor der Baracke so oft statt, bis dieser Vorgang zufriedenstellend abgelaufen war. Dann schloss der Wachhabende oder einer seiner Helfer die Baracke ab und danach konnte man seine Koje aufsuchen. Das Wichtigste über die erforderlichen Verhaltensregeln hatte ich also vor meiner ersten Nacht in dieser Baracke doch irgendwie mitbekommen – und

nun tauchte kurz vor dem Zählen auch mein Bettnachbar auf. Es war ein Chinese, wie ich dem Namen auf dem Täfelchen am Bett nach schon vermutet hatte. Er lächelte mich freundlich an. Das zu erkennen, war für mich auf den ersten Blick nicht ganz einfach, denn er besaß nur noch ein Auge und von seinen Zähnen fehlten auch schon einige. Ein Schönheitsideal war er jedenfalls nicht, aber darauf kam's hier auch gar nicht an. So weit ich es nach dem Zustand seiner Kleidung einschätzen konnte, genoss er kein großes Ansehen in der Brigade, in der hauptsächlich Ukrainer und Russen vertreten waren. Demzufolge hatte er auch wenig Kontakte, denn viele der „weißen Sowjetbürger“ hatten erhebliche Ressentiments gegen Menschen, die nicht ihre Hautfarbe besaßen. Diese Einstellung bezog sich nicht nur auf Asiaten, sondern auch auf ihre eigenen Bürger aus den südlichen Sowjetrepubliken wie z.B. Usbeken und ähnliche turkstämmige Völkerschaften. Diese wurden kurzweg und abfällig als *tschornije schopi*, d.h. soviel wie „Schwarzärsche“, bezeichnet und die nahmen in den Lagern auch selten hervorgehobene Stellungen ein.

Ich schlief an diesem Abend nicht sofort ein. Vieles ging mir durch den Kopf und sehr wohl war mir in meiner jetzigen Lage und in dieser neuen Umgebung nicht. Ich fühlte mich als einziger Deutscher in dieser Baracke doch recht allein gelassen unter diesem Haufen mir noch völlig Unbekannter. Dennoch, ich lebte noch und krank war ich auch nicht – das Leben, oder was man hier darunter verstand, ging weiter und die anderen hier gaben auch nicht auf. Irgendwie muss ich hier durchkommen.

Ding, ding – ding, ding – ding, ding – Wecken. Das muss um 5.30 Uhr oder noch früher gewesen sein. Die Baracken waren wieder aufgeschlossen worden und das Anschlagen des in der Nähe der Wachstube aufgehängten Stahlschienenstücks schallte übers ganze Lager – ein neuer Tag hatte begonnen. Also, raus aus der Kojе zum Waschen – immer gab es welche, die schon vor einem an der Waschstation waren –, abtrocknen und rein in die Klamotten, denn die Brigade musste zu einem bestimmten Zeitpunkt bei der Essenausgabe in der *stolowaja* sein. Wenn das nicht termingerecht klappte, ging später vieles durcheinander. Und viel Zeit blieb einem morgens nicht, um noch private Dinge erledigen zu können oder sich beim Arzt krankschreiben zu lassen. Das allein war schon ein Problem für sich, denn erstens war das hier ein großes Lager und da bemühten sich nicht wenige darum, dort so früh wie möglich zu erscheinen, und zum andern durfte der Arzt nur eine begrenzte Anzahl der Häftlinge von der Arbeit befreien. Wer also nicht rechtzeitig erschien, hatte das Nachsehen, auch wenn ihm wirklich etwas fehlte. Außerdem riskierte er, sein Frühstück einzubüßen – seine Brigade

war ja zur gleichen Zeit in der *stolowaja*. Die im Werk arbeitenden Brigaden hatten für den Arbeitsbeginn ihren festen Termin, 7.00 Uhr. Die außerhalb des Werkbereichs Arbeitenden sollten nach Möglichkeit auch zu dieser Uhrzeit ihre Tätigkeit aufnehmen, aber die mussten – einschließlich der für notwendig gehaltenen Zählungen des zu bewältigenden Transportes zu ihren Arbeitsstellen – ebenfalls rechtzeitig von den Posten abgefertigt werden. So fing dann mein erster Arbeitstag an, als Häftling, als Strafgefangener. An die an diesem Tag von mir ausgeübte Tätigkeit kann ich mich nicht mehr genau erinnern.

Deutsche Häftlinge waren in fast allen Baracken vertreten. Und wie das wohl stets so üblich ist, fand man sich nach Landsmannschaften geordnet – oder auch getrennt – zusammen. Dort trafen sich die Berliner, dort die Mecklenburger oder die Sachsen, und unabhängig davon ergaben sich auch noch Treffpunkte unterschiedlicher anderer Interessengruppen. Im Vorbeigehen an den diversen vor den Baracken sich aufhaltenden Gruppen hörte ich nun, wo deutsch gesprochen wurde. Da konnte ich mich dazugesellen, stellte mich als Neuankömmling vor und stellte Fragen – was sonst, denn ich wollte ja über die Verhältnisse hier etwas erfahren und beantwortete jede mir gestellte Frage nach bestem Wissen und Gewissen. Die Landsleute hier waren schon wesentlich länger als ich in Haft und hatten von der Entwicklung in der Zone bzw. der DDR nur sehr wenig Ahnung. Mit wenigen Worten konnte dieser Interessenaustausch nicht bewältigt werden und so ergab sich für den folgenden Abend bereits die nächste Verabredung.

Ich erfuhr aber erst einmal noch einiges über das Lager, ergänzend zu dem, was mir Hans schon mitgeteilt hatte: In diesem Lager befanden sich sowohl nach politischen als auch nach kriminellen Delikten Verurteilte, wobei die Grenzen und Unterschiede oft als recht fließend anzusehen waren.

Wer gestohlen hatte, war nach normalem Empfinden ein Dieb, ein Krimineller. Hatte er sich aber an Staatseigentum vergangen, wurde das in der UdSSR als ein Vergehen mit politischem Hintergrund betrachtet und seine Strafe fiel dann auch entsprechend höher aus. Wenn also jemand seine Schwiegermutter oder seinen Vorgesetzten umgebracht hatte, so war auch das zwar ein kriminelles Vergehen, außer die geschädigte Person war mit einer parteipolitischen oder öffentlichen Aufgabe betraut gewesen. Dann sah die Sache für die sowjetischen Richter gleich wieder anders aus – und politische Verbrechen wurden stets strenger geahndet als kriminelle. In diesem Zusammenhang kam dann auch das Gespräch auf die Kriminellen hier im Lager. Das waren fast ausschließlich Sowjetbürger. Unter diesen Kriminellen gab es mehrere Gruppierungen. Sie achteten untereinander streng auf

die Einhaltung ihrer verschiedenen Richtlinien und unterschieden sich voneinander auch durch spezielle Tätowierungen. *Blatnois* nannte man hier diese organisierten Berufskriminellen.

Da gab es die „*ss lomom wjasanyje*“ – deren Tätowierung um die Taille eine verknotete Brechstange darstellte, den Knoten über dem Nabel, woher dann auch ihr Name „die mit der Brechstange Umwundenen“ abgeleitet wurde. Mitglieder einer anderen Gruppe trugen einen auf die Brust tätowierten Adler. Der konnte nicht groß genug sein und wurde bei jeder sich bietenden Gelegenheit stolz hergezeigt – entweder durch das offen getragene Hemd oder, wesentlich einfacher, beim Baden. Diese beliebte Adlerdarstellung wies aber Unterschiedlichkeiten auf, deren Bedeutung nur Eingeweihten bekannt war. Erinnern kann ich mich aber, wohl wegen der widersprüchlichen Bezeichnung, noch an eine andere Kriminellengruppe, die sich „Ehrliche Diebe“ nannte. „*Schistije wori*“, also „Saubere Diebe“, wäre die genaue Benennung. Die Mitglieder dieser Zunft belästigten keinen Normalbürger, aber vom Staat und seinen Einrichtungen klauten sie alles, was sie erwischen konnten. Insoweit waren sie nach damaliger sowjetischer Denkweise als „echte“ politische Verbrecher einzustufen. Untereinander gingen sich die einzelnen Gruppierungen möglichst aus dem Weg – jede hatte sich im jeweiligen Lager ihren eigenen Herrschaftsbereich und ihre eigenen Privilegien aufgebaut und ließ sich von den anderen nicht gerne dabei stören. Dennoch war mit den *blatnois* auszukommen, wenn man sich ihnen und ihren Forderungen nicht allzu abrupt entgegenstellte. Man konnte durchaus mit ihnen reden – jedenfalls mit denen dieser Spezies, die ich dann auch später kennen lernte – und ihnen manchmal auch ihre Forderungen als überzogen und somit nicht erfüllbar nachweisen. Bei uns Deutschen gab's auch kaum etwas zu holen. Die paar Zivilklamotten, die wir noch besaßen und die jetzt im Magazin verwahrt wurden, fanden ob ihres desolaten Zustandes kaum ihr Interesse. Anders sah das bei denjenigen Mithäftlingen aus, die Pakete erhielten und somit über begehrten Güter, meist Nahrungsmittel, verfügten. Das waren in erster Linie die Letten, Esten und Usbeken und sonstige wenige Bürger der Sowjetunion.

Doch, wie das wohl so auf der ganzen Welt zu sein scheint, unter diesen Kriminellen gab es auch so etwas wie eine Ganovenehre. Sie nahmen niemals alles weg, was einem anderen gehörte. Sie beanspruchten lediglich einen Teil aus dem Reichtum der „Begüterten“, der ihr Interesse erregte. So konnte es vorkommen, dass einer von ihnen, der sich seine „bessere“ Verpflegung auf andere, nicht legale, Weise besorgt hatte, nicht mit der Brigade zum Essen in die *stolowaja* ging. Dafür aber überließ er seine ihm dort zu-

stehende Ration einem anderen. Dessen Vorrat an Tabak oder was sonst Rauchbares bei ihm vorhanden war, beanspruchte er jedoch dafür so lange, bis letztendlich dieser Vorrat aufgebraucht war. War das dann der Fall, so schlauchte der Junge eben woanders weiter und gab dem armen Schlucker, den er zuerst geschröpft hatte, manchmal sogar noch ein paar Züge ab. Die Brüder hatten schon eine etwas eigenartige Auslegung urkommunistischen Gedankenguts nach dem Motto: Was mein ist, ist auch Dein und umgekehrt – aber ich bestimme, was mir zusteht.

Es gab ja fast in jeder Brigade einige von diesen nicht immer angenehmen Zeitgenossen. Manche von ihnen arbeiteten überhaupt nicht, andere nur, wenn sie dazu Lust hatten, und dann konnten sie aber oft auch recht ordentlich zulangen. Aber das war nicht der Normalfall. Unangenehm war in solcher Situation stets, dass die übrigen Brigademitglieder die festgelegte Norm für diese Schmarotzer mit leisten mussten und dadurch dann selbst weniger Prozente zuerkannt bekommen konnten. Kluge Brigadiere fanden aber auch unter solchen Bedingungen Problemlösungen für alle Beteiligten – und dann herrschte wieder Frieden, wenn auch nicht immer Zufriedenheit. In einigen Lagern, so wurde mir gesagt, wurden die Häftlinge durch die *blatnoi* stärker beeinflusst und unterdrückt als durch die Wachmannschaften. Selber habe ich derartige Situationen jedoch nicht kennen gelernt, denn hier in *ZARMS* herrschte ein recht strenges Regime, welches derartige Zustände wenn schon nicht total ausschloss, so aber doch erheblich einschränkte. Verantwortlich dafür war der *natschalnik reschime*, ein Oberleutnant, der für die Einhaltung der für das Lager geltenden Richtlinien und Vorschriften zu sorgen hatte.

Erstaunlich für mich war damals an dieser ganzen Angelegenheit organisierter Kriminalität jedoch der Umstand, dass solche Verhältnisse in einem Staat mit totaler Bürgerüberwachung überhaupt entstehen konnten – später stellte ich keine Fragen mehr darüber. In diesem riesigen Land ist der Zar immer weit weg – und er erfährt eben nicht alles und seine Schergen auch nicht.

Ansonsten ging alles weiter wie bisher. Wir mauerten die Giebelwand der neuen Lokomotivzeche so gut es eben ging. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass hierfür vom *prorab*, dem Bauleiter – das war ein „Freier“, also kein Häftling –, Normen festgelegt worden waren. Also ließen wir die Lagerzeit verstreichen: Fünfundzwanzig Jahre, da schaute doch keiner mehr auf den einzelnen Tag. Die Dauer so einer Frist war – in die Zukunft gesehen – mir unvorstellbar. Bis 1976 hätte ich hier oder an einem anderen dieser freundlichen Orte noch mauern sollen. Da stand mir noch genügend Zeit

zur Verfügung. Diese hier zum Ausdruck gebrachte Meinung lässt den Eindruck entstehen, das gebe ich durchaus zu, dass ich meiner Zukunft nunmehr gleichgültig gegenüberstand, beeinflussen konnte ich sie selber ja kaum noch. So aber war es nicht.

Ich war mir dessen durchaus bewusst, dass alles, was ich mir für mein späteres Leben einmal vorgenommen hatte, durch die eingetretenen Ereignisse nicht mehr, zumindest nicht in der vorgesehenen Weise, durchsetzbar oder erfüllbar war. Wie sollte ich mich hier jetzt also verhalten? Ich hätte in die verbotene Zone laufen können und die ganze Sache wäre kurzfristig durch eine kurze Salve aus der MP eines Wachpostens erledigt gewesen. Solche Fälle der Selbstaufgabe soll es in einigen Lagern gegeben haben, wie mir Mitgefangene berichteten, und ich kann die Handlungsweise dieser Bedauernswerten durchaus nachfühlen. Nur wer sich in einer ausweglosen Lage sieht, wird einen solchen Schritt unternehmen. Und sehr hoffnungsvoll sah unsere Situation nun auch wirklich nicht aus. Zur Heimat und den Angehörigen hatten wir keine Verbindung – von den Ereignissen des Weltgeschehens erhielten wir keine Kenntnis, weder Zeitungen mit wahrheitsgetreuen Berichten noch entsprechende Radiomeldungen standen uns zur Verfügung. Unsere Unterbringung, Verpflegung, Bekleidung und ärztliche Betreuung entsprachen dem Existenzminimum, gemessen an europäischen Maßstäben. Die durch die Uniformierten und deren Verhalten ausgedrückte Macht ließ uns die Stärke dieses Systems spüren – woher sollten wir da Aussichten auf eine bessere Zukunft haben? Und dennoch – man gibt die Hoffnung nicht auf, und das ist wohl auch gut so. Hier musste ich irgendwie durchkommen, überleben – nicht auf Kosten irgendwelcher anderen, sondern allein, vielleicht aber mit deren Hilfe. Denn was sich hier abspielte, konnte doch nicht das Ende meiner Zukunft gewesen sein. Logisch begründen kann ich diesen Überlebenswillen nach den uns damals vorliegenden Gegebenheiten nicht, es müssen wohl eher instinktmäßige Gründe für mich bei diesen Gedankengängen ausschlaggebend gewesen sein.

Die Älteren von uns, die Familien hatten, machten sich da schon noch mehr Gedanken. So aussichtslos die Situation hier auch aussah, die Hoffnung auf eine günstige Entwicklung gab keiner auf. Ständig lernte ich, abends, weitere deutsche Mitgefangene und deren Schicksale kennen. Einer war darunter, der war schon in Stalingrad gefangen genommen worden. Nach seiner Kriegsgefangenschaft – seine Kameraden waren schon wieder in Deutschland – wurde er nochmals zur Lagerhaft verurteilt. Und auch ein Diplomat war dabei, ehemals Mitglied der Deutschen Vertretung in der Mandschurei, in *Charbin*. Beide hatten nun schon viele Jahre Haft hinter sich. Aber sie

gaben nicht auf – wenn sie auch über ihre Erlebnisse nicht viel mitteilten. Man hatte sie noch nicht kleinbekriegt.

Ende Juni 1952 waren wir hier angekommen, im Sommer also. Und unser Lagerleben lief in der hier nun einmal üblichen Form ab – eingesperrt, zur Sklavenarbeit gezwungen und ohne jede Aussicht auf eine Beendigung dieses Zustandes –, das hätte für jeden Normalverbraucher bereits ausgereicht, am Leben verzweifeln zu können. Aber die wahre Geißel dieses gelobten Landes hatte ich zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch nicht kennen gelernt – das waren keineswegs die Lager, die Fronarbeit und auch nicht die Launen der Wachmannschaft. Dieser wahre Fluch Sibiriens waren die *moschki* – kleine, schwarze Biester in der Größe unserer Gärfliegen, die in ganzen Wolken über uns herfielen. Die Wissenschaft nennt sie Kriebelmücken (lat. Melusinidae) und behauptet, nur die Weibchen würden stechen. Hier müssen nur Weibchen herumgeflogen sein. Die Brigaden in den Zechen hatten naturgemäß nicht unter diesen Plagegeistern zu leiden, aber doch alle anderen, die ihre Arbeit unter freiem Himmel verrichten mussten.

Morgens beim Antreten entwickelten die lieben Tierchen noch keine Aktivität – das hing zu diesem Zeitpunkt wohl von der jeweiligen Temperatur ab. Aber untertags, insbesondere wenn es dann schön warm wurde – das war bei diesem hier herrschenden Kontinentalklima durchaus keine Seltenheit – und wenn es dabei dann auch noch windstill war, wurde jede Arbeit im Freien zur Qual. Die Vierundzwanzigste, unsere Baubrigade, hatte ihrer Aufgabe entsprechend den Hauptteil ihrer Arbeiten im Freien zu verrichten. Auf dem Gerüst beim Aufmauern der Außenwände der neuen Lok-Zeche – da war ich zu dieser Zeit tätig – wirkten sich diese Quälgeister relativ wenig aus, denn da oben herrschte ständig ein gewisser Luftzug und den mochten diese Biester nicht. Wir, die bis dahin auf dem Gerüst davon Verschonten, bekamen erst in unserer begrenzten Mittagszeit die Aggressivität dieser Insekten zu spüren.

Erdarbeiten, wahrscheinlich für den Bau der neuen Zeche für die Herstellung von Öl- und Benzinfässern, waren auszuführen, von Hand natürlich, und so standen wir mit Pickel und Schaufel bewaffnet im Gelände und wehrten uns Hände und was sonst noch schwingend gegen die Insektenplage. Die so wichtige Normerfüllung geriet in Gefahr, und der Brigadier schaffte es, uns mit Mückenschleiern zu versorgen. Alle von unserer Brigade, die dort draußen arbeiten mussten, erhielten weiße Stoffhüte mit breiter Krempe. Der Krempe-Rand war mit einem Drahring ausgesteift und daran hing dann die Krempe umlaufend ein breiter Stoffstreifen, der den Kopf seitlich umschloss und den man in den Jackenkragen stecken konnte. Vor



dem Gesicht befand sich darin ein postkartengroßes Stück eingenähtes Mosquitonet – Sehen war also möglich. So weit – so gut. Verkleidet wie Imker, mit zugeknöpften Jacken und Arbeitshandschuhen versehen, wurde die Arbeit wieder aufgenommen – im Hochsommer. Ein Saunabesuch wäre unter diesen Umständen eine Abkühlung gewesen, denn nun kam kaum noch Luft an den Körper und wir schwitzten bei dieser körperlichen Anstrengung, verkleidet wie wir waren, umso mehr. Und diese Biester, wohl angelockt durch den Schweißgeruch, umschwärmten uns in Wolken und fanden noch immer einen Weg, uns zu quälen, wenn auch mit weniger Erfolg. Ihre rotgeränderten Stiche, die mitunter dick aufquollen, brachten einige von uns schon in ernsthafte Schwierigkeiten. *Kirow*, ein ehemaliger Bergwerksingenieur aus dem Ural, hatte besonders darunter zu leiden – sein Kopf schwoll wie ein Kürbis an und am kommenden Tag wurde er auch, das war schon schwierig genug, zu seinem Glück tatsächlich vom Arzt krankgeschrieben.

Der Sommer ging dem Ende entgegen – hell war es morgens noch immer, aber es wurde doch täglich kühler, und die *moschki*, die ihre Aufgabe, uns im wahrsten Sinne des Wortes bis aufs Blut zu quälen, erfolgreich erfüllt hatten, verschwanden urplötzlich. Man sammelte die Mückenschleier wieder ein.

Im Werksgelände hätten wir zwar noch ausreichend Beschäftigung gehabt, aber die Baubrigaden im Außenbereich waren in Termindruck geraten. Der morgendliche Weg zur Arbeit führte uns nicht mehr in das angrenzende Werksgelände. Wir mussten uns mit den anderen Außendienstbrigaden schon recht früh vor der Doppeltorschleuse am Lagereingang einfinden. Wenn die Posten und die Brigade auf einen Zuspätkommenden hätten warten müssen, hätte das für diesen mindestens drei Tage Karzer bedeutet. Nach dem Antreten in Fünferreihen und dem obligatorischen Abzählen beim Verlassen des Lagers nahm uns dann draußen eine schon wartende Wachmannschaft in Empfang. Die zählte uns dann noch einmal. Das gehörte zum Ritual. Zur Arbeit wurden wir mit Lkws gefahren. Diese besaßen auf ihrer Ladefläche eine abnehmbare hölzerne Schutzwand für die Posten, von denen mindestens zwei auf jedem Wagen mitfahren. Die standen dann zwischen der Schutzwand und der Rückwand der Fahrerkabine. Der frei bleibende Raum der Ladefläche war dann für uns Häftlinge bestimmt. Aber noch durften wir dort nicht aufsteigen. Erst musste der Postenführer uns sein „Morgengebet“ aufsagen. Stets mit den gleichen Worten: *Wnimanije, skljuschonija* (Achtung, Häftlinge), begann er seine tägliche Litanei und er zählte uns alles auf, was wir auf dem Gang zu den Lkws und der anschlie-

ßenden Fahrt nun nicht mehr tun durften, also: die Fünferreihen nicht verlassen, nicht reden, uns nicht umdrehen, die zurückgeschlagenen Hände nicht vom Rücken nehmen, und nicht ..., nicht ..., nicht ... Am Ende kam dann der unvermeidliche Hinweis, bei Zuwiderhandlungen „*sstrelajem bjes predupreschdenije*“ (wir schießen ohne Warnung). So aufgemuntert kletterten wir dann auf die Wagen – jeweils fünf auf einmal, wie es die Reihen hergaben, und nur auf Kommando des Postenführers: „*Perwaja, wtoraja*, (erste, zweite, ...)“, bis die Ladefläche dicht gefüllt war. Die Reihen mussten sich mit dem Gesicht gegen die Fahrtrichtung auf der Ladefläche aufstellen, nur die letzte Reihe an der hinteren Ladeklappe stand in Fahrtrichtung. Dann kam der Befehl „Hinsetzen“ – und der musste sofort befolgt werden, ohne Rücksicht darauf, wie man unten auf der Ladefläche ankam, und die eingenommene Stellung durfte bis zum Verlassen des Fahrzeugs nicht mehr verändert werden. Für die Jüngeren, die gelenkiger waren, war diese Sache nicht allzu strapaziös, denn die erwischten fast immer rechtzeitig den Boden – für die Älteren war diese Prozedur schon wesentlich anstrengender. Die Wagen wurden so vollgestopft, dass wenig Platz für die Beine war, und eine ungünstige Stellung konnte man während der Fahrt kaum verändern. Ich kann mich an einen alten Usbeken erinnern, der seine Beine nicht mehr rechtzeitig so unterbrachte, dass er normal sitzen konnte. Er hatte sie beim Hinsetzen irgendwie verdreht und sie wurden durch das Gewicht anderer mit belastet, so dass er höllische Schmerzen litt. Er stöhnte und das Wasser lief ihm aus den Augen, aber er wagte nicht, seine Lage zu verändern. Wir haben ihn dann bei der Ankunft nach einer wohl halbstündigen Fahrt vom Wagen heben müssen – mit Genehmigung des Postenführers und seinen dazu gehörenden Flüchen. Der alte Mann konnte sich kaum noch bewegen. Die praktische Überlegung für diese Transportart war eine ganz simple: in der Lage, in der wir uns auf den Ladeflächen befanden, konnte sich niemand unbemerkt bewegen und sich den bewaffneten Begleitposten nähern. Diese hatten nämlich große Furcht davor, dass sich die Gefangenen ihrer Waffen bemächtigen könnten, und aus diesem Grund ließ sich im Normalfall mit Waffe auch keiner von ihnen im Lager sehen. Kam das doch mal vor, so war etwas Außergewöhnliches geschehen, und dann kamen sie auch nie einzeln, sondern immer in Scharen.

Wenn wir hier auch Sklavenarbeit unter primitivsten Bedingungen verrichten mussten, so war diese doch nicht unentgeltlich. Wir wurden dafür je nach Höhe der jeweiligen „Normerfüllung“ entlohnt. Wenn sich also – so die Auskunft der hier schon länger verweilenden Landsleute – nach Abzug der zuvor festgelegten Kosten, und diese waren bei einer Normerfüllung

von so um die 80 % abgedeckt, für Unterbringung, Verpflegung und Bewachung noch ein Überschussbetrag ergab, so wurde dieser aufgelistet. Bis zur Höhe der eingetragenen Summe konnte der Häftling im Lagerkiosk einkaufen. Diese Möglichkeit ergab sich allenfalls aber nur einmal pro Monat. Diese Eintragungen erfolgten durch die Brigadiere und waren für keinen Normalhäftling kontrollierbar. Und die Brigadiere hatten nicht wenige Freunde. Deutsche waren in diesem erlauchten Kreis kaum zu finden. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde der „Verdienst“ sogar bar ausbezahlt. Zahnbürsten, Seife, *Machorka* (Zigaretten tabak) und Streichhölzer waren unsere vordringlichsten Einkaufsgüter – alles andere war reiner Luxus.

**TAISCHET LP 048****Winter 1952 – 1953**

Die herbstlichen Nachtfröste breiteten sich zum Dauerfrost aus, aber noch waren die Temperaturen auszuhalten.

Unsere Lagerleitung hatte uns auf den Wintereinbruch schon rechtzeitig vorbereitet. Erst einmal wurden – barackenweise – alle Pritschen auseinandergebaut und an einem der wenigen arbeitsfreien Tage diese Holzteile durch Eintauchen in heißes Wasser entwanzt. Für diesen Zweck waren schon im Herbst neben der Badebaracke einige große Kessel aufgestellt worden. Ob das wirklich geholfen hat, weiß ich nicht. Unter diesem Ungeziefer hatten wir sowohl vorher wie auch nachher in diesem Lager, glücklicherweise, wenig zu leiden. Und nachdem diese Prozedur erledigt war, wurde uns kurz danach unsere Winterausrüstung zugeteilt. Die für die Sommerzeit ausgegebene Unterwäsche – kurze Hosen und ärmellose Unterhemden – wurde gegen lange Unterhosen in grellbunten Farben, orange, rot, blau, und gleichfarbene Unterhemden mit langen Ärmeln umgetauscht. Ein Wechsel der Unterwäsche erfolgte dann jeweils beim ebenfalls barackenweise vorgenommenen Ganzkörperwaschen im Abstand von ca. drei Wochen. Mit dem Begriff „Baden“ wurden derartige Aktionen bezeichnet. Für diesen Akt der Zivilisation erhielt jeder einen Holzkübel mit warmem Wasser und ein kleines Stück Seife zugeteilt. Vor dem Baden erledigte man noch das Haarschneiden. Das betraf aus hygienischen Gründen alle Körperhaare.

Zur Winterausrüstung gehörten eine weitere kurze Wattejacke, die konnte zusätzlich unter dem *buschlat* getragen werden, wattierte Hosen, eine *schapka*, die russische Wintermütze, Filzstiefel und gesteppte Handschuhe, denn wir sollten ja auch in dieser Zeit im Freien arbeiten. Eine zweite Wolldecke und ein weiteres Paar Fußlappen wurden uns ebenfalls zugeteilt. Für das hier verwendete grobe Schuhzeug war die Verwendung von Fußlappen die einzige vertretbare Lösung, denn Strümpfe hätten hier keine lange Lebensdauer besessen. Doch der Umgang mit dieser für uns ungewohnten Fußbekleidung musste auch erst erlernt werden.

Bei dieser Umtausch- und Ausgabeaktion gelang es mir, meinen bisherigen knopflosen *buschlat* gegen ein besseres Modell, versehen mit allen erforderlichen Knöpfen, einzutauschen. Bei dem kalten Wind hier war es schon wichtig, ein zuknöpfbares Kleidungsstück zu besitzen. Die *schapka*, die ich erhielt, war das übliche Einheitsmodell aus synthetischem Plüsch.

Bei der Verteilung der Filzstiefel spielte der jeweilige Rang des Häftlings in der Lagerhierarchie eine ausschlaggebende Rolle. Brigadiere und Leute in ähnlichen wichtigen Positionen erhielten meist fabrikneue Exemplare, unabhängig davon, ob sie überhaupt an der freien Luft tätig waren – und wer von den Paketempfängern die Ausgeber rechtzeitig bestochen hatte, kam meist auch ganz gut weg. Das übrige Lagervolk bekam die Stiefel vom letzten Jahr zugeteilt, mehr oder minder ausgebessert. Ich erhielt welche mit zusätzlich aufgenähter Sohle aus einem Stück Autoreifen. Aus diesem Umstand konnte der Schluss gezogen werden, dass bei diesen Dingen die ursprüngliche Filzsohle bereits durchgelaufen war – aber so weit war ich damals mit meinen Kenntnissen noch nicht. Ein zweites Mal habe ich mir solche Stücke auch nicht wieder andrehen lassen. Und die Handschuhe waren auch nicht das Beste, was es auf dem Markt gab. Der Stoff der Handflächen hielt eine Berührung mit Schaufelstielen oder ähnlichem Gerät nicht lange aus, und wenn man nicht irgendwoher noch Arbeitshandschuhe erwischte, war man schon arm dran, denn Reparaturmaterial war selten. So ausgerüstet ging's nun in die Winterzeit, die Temperaturen hatten sich auf eine beinahe konstante Tiefe von dreißig Grad Minus eingependelt. Aber das Glück war uns auch in dieser Zeit, jedenfalls zu Anfang, hold. Eine neue Zeche für die Herstellung von Blechfässern und Zisternen war in Blockbauweise im Sommer schon fertig gestellt worden und im rückwärtigen, durch eine Querwand abgeteilten Raum derselben hatte die Produktion bereits begonnen. Im vorderen Teil des Gebäudes aber musste noch auf der Betonbodenplatte ein Belag aufgebracht werden. Den sollten wir, die Vierundzwanzigste, jetzt herstellen. Es sollte auf den paar hundert Quadratmetern ein Asphaltbelag werden, drei Zentimeter dick. So weit, so gut – da wären wir, zumindest ein paar von uns, in dieser Jahreszeit wieder in einem geschlossenen Raum und damit unter Dach gewesen. Das waren doch hervorragende Aussichten bei diesem Wetter. Die Arbeit sollte in der Nachtschicht ausgeführt werden. Aber wie stellt man nun Asphaltbelag her? Keiner von uns Maurern hatte je damit zu tun gehabt. Doch nun kam *Zeï Chang Fus* große Stunde. Bisher war mein Bettnachbar nur zu Hilfsarbeiten eingesetzt worden und fand demzufolge, wie schon angedeutet, in der Brigade keine große Beachtung. Aber jetzt wurde er zum wichtigsten Mann unseres Haufens. Er hätte schon mal beim Straßenbau gearbeitet, verkündete er stolz, und wüsste deshalb genau, wie man das machte. Und er erklärte die Prozedur ausführlich und wir hörten alle andächtig seinen Worten zu: Zuerst braucht man einen beheizbaren Kessel – das hörte sich in der Winterzeit schon mal gut an, dabei wird Holz verwen-

det und am Feuer ist es warm –, dann natürlich Bitumen, ferner groben trockenen Sand zum Untermischen und feinen trockenen Sand zum Abreiben – das wär's. Das ist doch ganz einfach, sollte man meinen, und die Stimmung stieg wieder.

Das Holz und einen Kessel, später dann noch einen zweiten, organisierte der Brigadier, und das Bitumen auch. Das wurde uns in großen Blöcken angeliefert. Die hiermit verbundene Organisation erfolgte noch während der Tagschicht und auch die Absprache mit dem Sandtrockner, der für unsere Zuschlagstoffe, den trockenen Sand, zu sorgen hatte. So merkwürdig, wie das hier jetzt klingt, war die Sache mit dem Sandtrockner durchaus nicht, den gab's wirklich. Aber seine Tätigkeit hatte ursprünglich einen ganz anderen Anlass. Seine Arbeitsstätte lag im Gelände zwischen der neugebauten Lokomotivzeche und der Gießerei. Dort war eine Grube ausgehoben worden, die als Feuerstelle diente und die mit Stahlblechplatten abgedeckt war. Ein primitives Dach auf vier Pfählen schützte seine Anlage vor Regen und Schnee und er sich selbst durch eine verstellbare, einseitig offene kleine Holzkabine gegen die Witterung. Dieser Einmannbetrieb – ein älterer Russe war dafür zuständig – hatte dafür zu sorgen, dass stets ausreichend trockener Sand für die Gießerei zur Verfügung stand. Sand und Holz wurden ihm angeliefert und er heizte fast das ganze Jahr über die Blechplatten und schaufelte Sand, den trockenen auf einen Haufen und den frischen aufs Blech. Dieser Spezialist bekam also jetzt den Großauftrag, für uns den groben und den feinen Sand zu trocknen.

Und dann ging's los mit unserer Produktion, deren primitive Ausführung hier nicht die geringste Rolle spielte. *Zeï* machte ein Riesenfeuer unter dem Kessel, wir anderen zerschlugen die Bitumenblöcke mit Vorschlaghämmern in kleine Stücke und warfen sie in den Kessel. Im Laufe der Zeit schmolzen die dann auch. Und wenn die Soße dann richtig kochte, schaufelten wir vorsichtig den trockenen groben Sand in den Kessel und *Zeï* rührte mit einer langen Stange den ganzen Brei um. Wenn der dann – nach *Zeis* fachkundiger Meinung – die richtige Dicke erreicht hatte, wurde das Zeug mit an langen Stangen befestigten Eimern aus dem Kessel geschöpft und in flache wannenförmige Behälter gekippt. Je zwei Mann beförderten diese an Holzstangen befestigten Wannen dann so schnell wie möglich in die Halle, denn das Zeug konnte ja nur heiß verarbeitet werden. In der Zwischenzeit hatten wir anderen den Boden in der Halle für die Estrichherstellung vorbereitet. So wurde dann Meter für Meter der Belag hergestellt. Nach dem Ausschütten, Verteilen und Abziehen des Asphalts wurde die Fläche dann mit dem

feinen Sand bestreut und mit Reibebrettern, wie beim Verputzen, so eben wie möglich glatt gerieben. Ganz ist uns das nicht immer gelungen.

Für das Ebnen der Asphaltoberfläche waren Franz und ich zuständig. Franz, aus Grana bei Zeitz, ein robuster Karl, war als Maurergeselle ebenfalls unserer Brigade zugeteilt worden. In den Pausen fanden wir nun Zeit, uns zu unterhalten, sofern wir nicht draußen beim Asphaltkochen gebraucht wurden. Wir haben uns sehr gut verstanden.

Eine andere Brigade, die Fass-Schweißer, arbeitete im bereits fertigen hinteren Hallenteil ebenfalls in der Nachtschicht und wurde dabei zu unterschiedlichen Zeiten von ihren Meistern, das waren Freie, kontrolliert. Der kürzeste Zugang zum anderen Hallenteil führte durch unseren Arbeitsbereich – und bei den herrschenden Minusgraden wählte keiner den Weg durch den Schnee außen um die Halle herum. Die Freien verfügten natürlich über bessere Garderobe als wir. Wenn sie dann, selber dick eingepackt, uns hier mit nacktem Oberkörper über dem heißen Asphalt arbeiten sahen, verzogen sie sich schnell wieder zu ihren eigenen Leuten. So hübsch langsam kamen wir mit unserer Arbeit voran. Eine Veranlassung, uns zu beeilen, sahen wir nicht. So primitiv das hier auch ablief, draußen in der Kälte wär's ungemütlicher gewesen und so schnell wollten wir da auch nicht wieder hin.

Eines nachts aber klappte gar nichts mehr – es war noch kälter geworden und *Ze*i brachte das Bitumen nicht zum Schmelzen. Außer Holz nachlegen konnten wir anderen ihm auch nicht viel helfen. Ging man dann – was sollten wir da draußen nutzlos herumstehen – von dort wieder in den gegenüber der Außentemperatur relativ warmen Hallenraum hinein und hatte, wie wir jetzt, noch nichts zu tun, so überfiel einen die Müdigkeit. Franz war noch draußen, zum Reden war also keiner da, und so legte ich mich auf eine der dort herumstehenden Bänke, wartete und dachte über irgendetwas nach. Da kam einer von den „freien“ Meistern herein, schaute schon etwas erstaunt zu mir herüber, sagte aber nichts und ging weiter zu seiner Schweißerbrigade.

Dann war auch diese Nachtschicht wieder zu Ende. Diesmal war das Ergebnis recht mager ausgefallen. Wir gingen mit den anderen Brigaden, die auch noch im Werk gearbeitet hatten, zum Lagertor. Letztendlich hatten wir alle Hunger und wollten zum Essen, sobald wie möglich, in die *stolowaja*. Die übliche Abzählprozedur erfolgte ohne weitere Umstände und wir gingen erleichtert durchs Tor. Da rief der Wachhabende meine Häftlingsnummer auf und befahl mir, in die Wachstube zu gehen. Was soll das denn jetzt? Ich ging folglich da hin, mit Postenbegleitung, und wartete dort, bis er die letzten Brigaden abgezählt und ins Lager hereingelassen hatte. Dann kam auch

er in die Wachstube und mir wurde sehr schnell klar, was sich ereignet hatte. Der freie Meister hatte mich „wegen Schlafens während der Arbeitszeit“ über Telefon bei der Wache angezeigt – meine Häftlingsnummer hatte er auf meiner dort liegenden Jacke ja lesen können. Sehr freundlich verlief die anschließende Unterhaltung dann nicht gerade. Meine Argumente, ich hätte wegen des Mangels an Material, hervorgerufen durch die herrschenden Temperaturen, ja noch nicht arbeiten können, fand der Wachhabende nicht sehr überzeugend. Dennoch schickte er mich nach dieser Anhörung erst einmal in die Baracke und somit war mein Frühstück gerettet. Zum Schlafen nach dieser Nachtschicht aber kam ich dann doch nicht mehr. Als ich eben auf die Pritsche klettern wollte, kam einer der Posten – es war der kleine rundliche Blonde, der sich uns Häftlingen gegenüber bisher immer recht manierlich gezeigt hatte – in die Baracke gestürmt. Nun blieb der sonst so ruhige Kerl unter der Tür stehen und brüllte meine Häftlingsnummer in den Raum: „AO 174. *Gdje ty?* (Wo bist du?)“. Einige meiner Mitbewohner wiesen mit den Fingern sofort dienstbeflissen zu meinem Schlafplatz – mit der Obrigkeit musste man sich doch gut stellen. Aber ich war bereits von der Pritsche gesprungen, die nur ein paar Meter von der Tür entfernt war, und stand bereits vor ihm. „Mitkommen, sofort, drei Tage Karzer“, erklärte mir der Blonde, und dann folgte das unumgängliche „*dawai, dawai*“ im Sinne von „schnell, schnell“. Dieses „*dawai*“, das grammatikalisch so viel wie „gib (her)“ bedeuten würde, wird im Russischen so verwendet wie im Deutschen z.B. das „los, los“, ohne dass wir darunter etwas Loslösendes verstehen würden – aber ein jeder von uns kennt den Sinn dieses Ausdrucks. Seine Nachricht verkündete er mit breitem Grinsen, unfreundlich war er ja nicht – er tat auch nur seinen Dienst –, und schon drehte er sich wieder um und strebte dem Ausgang zu. Kaum hatte ich noch meinen *buschlat* erwischt, da sauste er schon wieder los. Es war kalt draußen und er hatte keinen Mantel an und deshalb wollte er die Sache hier schnell hinter sich bringen. Ich hüfte, meine Filzstiefel noch hochziehend, so schnell als möglich hinter ihm her, steckte nicht nur aus Gewohnheit, sondern weil es draußen eben recht kalt war, die Hände in die Taschen meines *buschlat* und bekam den zweiten Schreck des Tages. Ich fühlte Metall in meiner Hand, es war nur ein kleines Stück. Das hatte ich ganz vergessen, aber damit hätte ich mir gleich die nächsten drei Tage Karzer einhandeln können.

Wer zum Aufenthalt in den Karzer – dem Lagergefängnis – verdonnert wurde, sollte durch diese Maßnahme ja bestraft werden. Er wurde von der Außenwelt abgeschlossen und brauchte im Normalfall zwar nicht zu arbeiten, erhielt aber die volle Verpflegung nur jeden dritten Tag. Und sehr warm



war es zu dieser Jahreszeit da drinnen auch nicht. In den Karzer zu kommen, war also keine erstrebenswerte Angelegenheit. Dieses kleine Stück Metall jetzt in meiner Hand war nichts weiter als das abgebrochene Stück eines schmalen Metallsägeblatts – eine Bagatelle, sollte man meinen. Aber durch Überschleifen der Sägeblattzähne war das ganze Ding zu einem Messer umfunktioniert worden, und Messer galten als Waffen und Waffenbesitz stand unter Strafe. So einfach war die Sache. Ob das betreffende Objekt nur zum Zerteilen der täglichen kargen Brotration oder ähnlicher durchaus ziviler Zwecke diente und deshalb auch notwendig für uns war, spielte keine Rolle. Diese „Brotmesser“ gehörten zu den vielen kleinen Tauschobjekten, mit denen sich die Zechenarbeiter etwas dazuverdienten. Vor meiner Einweisung in die Karzerzelle musste der Aufseher mich aber noch „filzen“ – also durchsuchen – und dabei hätte er diese „Waffe“ doch unweigerlich entdeckt. Also, weg mit dem kostbaren Ding, ohne dass er etwas davon bemerken durfte. Und er bemerkte auch nichts. Auf unserem Weg über die hartgefrorenen und hartgetretenen Wege vor den Baracken konnte ich das Messerchen nicht wegwerfen. Das kleine Metallstück hätte beim Aufschlagen auf das Eis sicher geklappert und das hätte er hören können. Aber neben der vorletzten Baracke vor dem *bur* war der Schnee neben dem Weg noch recht locker. Dahinein warf ich das gefährliche Ding, es versank geräuschlos. Die Situation war gerettet. Im *bur* war ich nicht allein – der war immer mehr oder minder belegt, aber diesmal waren keine Landsleute unter den Insassen. Der zweitägige Essensenzug war natürlich unangenehm, aber das kann man überleben. Einen Becher Tee, oder was das eben sein sollte, und ein Stück Brot gab's ja täglich morgens – damit musste man eben auskommen. Nach drei Tagen stand ich dann wieder der Brigade zur Verfügung, aber die Sache war für mich noch nicht ausgestanden. Der Wachhabende ließ mir mitteilen, ich sollte das ganze Geschehen schriftlich niederlegen und ihm das Ergebnis unverzüglich vorlegen – sogar ein Blatt Papier wurde mir dafür ausgehändigt. So ein Vorgehen war eigentlich nicht üblich. Vielleicht war er auch nur selbst zu faul, seinen Bereich zu schreiben, oder aber die Sache mit dem Bitumen, das nicht schmelzen wollte, war so ungewöhnlich, dass sie keiner glauben wollte und konnte. Jedenfalls hatte ich jetzt wieder den schwarzen Peter.

Russisch reden konnte ich für den Lagergebrauch nun einigermaßen – aber das dann auch noch zu schreiben, war schon wesentlich schwieriger. Also hockte ich mich auf meine Pritsche und schrieb erst mal den Entwurf auf mein Zementsackpapier. Das hatte ich mir unabhängig von dieser Situation schon mal früher für andere Zwecke besorgt, und einen Bleistiftstummel

hatte ich auch schon irgendwoher bekommen. Gefallen hat mir mein Entwurf zwar nicht – mir fehlten schon noch recht viele Worte, um mich verständlich ausdrücken zu können. Aber was soll's, es gab keinen anderen Weg, und so schrieb ich eben, so gut ich konnte, und übertrug anschließend das Ergebnis auf das kostbare Amtspapier und brachte es dann auf die Wachstube. Einfach da hineinzugehen, war für mich als einfacher Häftling natürlich nicht möglich, da hätte ich mir nur wieder neuen Ärger eingehandelt. Also wartete ich in der Nähe des Blockhauses der Wache, bis sich ein Posten zeigte. Dem trug ich mein Anliegen vor, und erst, nachdem der mich dann hereinholte, konnte ich meine Zeilen übergeben. Der Wachhabende nahm sie entgegen, nicht gerade gnädig, und las – und grinste, das konnte er nicht verbergen. Aber es ärgerte ihn wohl, dass auch ich das bemerkt hatte, und er schmiss mich kurzerhand wieder raus. Gehört habe ich dann nichts mehr von dieser Angelegenheit – traurig war ich nicht darüber.

Das Zementsackpapier, ich hatte es mir Stück für Stück von den Baustellen mitgenommen und eingeklemmt unter dem Hosenbund durch die tägliche Kontrolle am Tor geschmuggelt – auch dafür hätte ich mir einige Tage im Karzer einhandeln können –, war für meine abendlichen Beschäftigungen vorgesehen. In der Baracke hier, ich war ja der einzige Deutsche, gab es zu den Winterabenden jetzt kaum Unterhaltung für mich.

Aber irgendwie musste das Hirn beschäftigt werden, sonst kommt man ins Grübeln und dreht durch, früher oder später, je nach Veranlagung. Also suchte ich mir eine Beschäftigung. Ich dachte an meine Schulzeit und fing damit an, die Sätze des Pythagoras und Euklid, und was mir sonst noch so in dieser Richtung einfiel, nachzuweisen. Auf Anhieb ist mir das nicht immer gelungen – ein paar Jahre lag die Schulzeit ja schon zurück –, aber genau dann packte mich der Ehrgeiz besonders. Ich hatte das alles doch schon mal im Kopf gehabt – und die Zeit verging.

Im Lager gab es auch Gefangene aus der Mandschurei. Einige davon und einige der Japaner, aus Sachalin und sonst woher, sprachen oft besser Englisch als Russisch – mit denen wollte ich mich auch mal unterhalten können. Deshalb fing ich an, auf dem Zementsackpapier in Englisch das aufzuschreiben, was mir aus der Schulzeit noch in Erinnerung geblieben war. Diese Übungen haben sich letztendlich gelohnt. Die Gespräche mit den Mithäftlingen aus dem fernen Osten verliefen zufriedenstellend.

Bei besonders extremen Außentemperaturen wurde die Arbeit im Freien untersagt. Nach meiner Erinnerung bestand die Grenze für den Abbruch der Außentätigkeiten bei Unterschreitung einer Temperatur von minus 45° C. Beim morgendlichen Antreten der Brigaden wurde das an einem Lichtmast

vor den Lagertoren in drei Meter Höhe aufgehängte Thermometer abgelesen. Einmal war die Temperatur nun nachweislich unter den kritischen Punkt geraten – wir, die Außenbrigaden, wurden wieder zurück in die Baracken geschickt. Die Zechenbrigaden, die in geschlossenen Räumen arbeiteten, waren von derartigen Maßnahmen natürlich nicht betroffen. Unsere Posten, die bei dieser Kälte auf ihren Wachtürmen auch keine leichte Aufgabe gehabt hätten, waren sicher auch nicht unfroh über diese Entscheidung.

Aber ein Urlaubstag wurde daraus noch lange nicht. Es dauerte einige Zeit – die Temperatur war nach der morgendlichen Ablesung nach einigen Stunden doch wieder etwas angestiegen –, als die Außenarbeit offiziell wieder erlaubt wurde. Doch nun standen die Lkws für einen Transport unserer Brigaden nicht mehr zur Verfügung, als wir wieder aus den Baracken getrommelt wurden.

Wenn also schon die Aufnahme einer Arbeit außerhalb des Lagers nicht mehr möglich war, so gab es doch innerhalb des Lagers noch etwas zu tun. Dazu gehörte u.a. das Ausräumen der Latrinengruben, und so ein großes Lager wie das unsrige hier besaß davon mehrere. Und nun hatte es unsere Brigade erwischt – wir durften jetzt eine dieser nicht kleinen Gruben entleeren. Die Benutzung der Anlage war von der Lagerleitung schon einige Tage vorher untersagt worden – das hier war also eine bereits geplante Aktion – und alles, was sich jetzt dort unten in der Grube befand, war zu einem einzigen Eisblock erstarrt, unter den Öffnungen zu Stalagmiten von bizarrer Form. Bei diesen Temperaturen – spuckte man aus, so fiel die Spucke als Eisbrocken zu Boden, diesen Eindruck hatte man jedenfalls – war diese Aktion hier zwar nicht angenehm, aber sie musste überstanden werden. Wir hackten und schaufelten nichts anderes als Eisbrocken, in welcher Farbe sich diese auch immer zeigten. Auch dieser Tag ging vorbei.

Dann aber ereignete sich etwas Unvorhergesehenes. Die Brigaden wurden eines Tages nicht zur Arbeit aufgerufen – aus den Lagerlautsprechern erklang Trauermusik. Was war geschehen?

Es war der dritte März 1953 – *Josip Wissarionowitsch Djugaschwili* war gestorben. Unter seinem Familiennamen war dieser *Josip* nicht allzu sehr bekannt. Aber seinen Kampfnamen „*Stalin*“ kannte wohl jeder auf dieser Welt, wenn bei dessen Nennung auch recht unterschiedliche Empfindungen ausgelöst wurden. Dieser Übervater der Sowjetunion war nun nicht mehr am Leben und wir wurden zum Trauerappell vor die Baracken beordert. Von den Bürgern der Sowjetrepubliken machten jetzt einige recht betroffene Gesichter. Was sie unter ihm auszuhalten hatten, wussten sie ja bereits.

Aber was kommt nun danach, wie geht es jetzt hier in diesem Lande und auch woanders weiter? Wird *Berija*, der gefürchtete Chef des *MWD* (*ministerstwo wnutrich djel* = Ministerium für innere Angelegenheiten), jetzt die Macht erhalten und das Regime noch strenger werden? Diese Leute hatten gewiss einen guten Grund für ihre Befürchtungen, sie kannten die inneren Verhältnisse dieses Staatsgefüges sicher besser als wir „Ausländer“. Wir standen wohl zwei Stunden in der Kälte vor den Baracken, dann war auch dieser Appell wieder vorbei.

Die Zeit verging, März war es schon, aber Tauwetter setzte noch lange nicht ein. Lediglich der Schnee setzte sich und war nur noch so einen halben Meter hoch, und wir durften ungehindert wieder im Freien arbeiten. Die Schreinerei war zu klein geworden und sollte um ein weiteres Gebäude erweitert werden. Auch das neue Gebäude sollte, wenigstens zu einem Teil, wieder in Blockhausbauweise errichtet werden. Fundamente waren aber auch dafür notwendig und die, einschließlich der damit verbundenen Erdarbeiten, sollten wir erstellen – unabhängig von jeder Witterung. Folglich wurden erst mal das neue Gebäude abgesteckt und die auszuhebenden Gruben für die Fundamente festgelegt.

Dann fingen wir mit der Arbeit an, jeweils zwei Mann pro Grube. Diesmal arbeitete ich mit Mischa zusammen. Ich war über diese Konstellation gar nicht so unglücklich, denn Mischa brachte wesentlich mehr als ich auf die Waage und so erwartete ich, dass auch seine Arbeitsleistung hier entsprechend ausfallen würde. Die vom *prorab*, dem Bauleiter, vorgegebene Norm war unerfüllbar. Jeder von uns wusste das, nur er in seinem pelzgefütterten Mantel anscheinend nicht. Nach dem Wegräumen des Schnees stellten sich erst die wirklichen Schwierigkeiten heraus. Der Boden war naturgemäß steinhart gefroren. Mit allen nur möglichen Mitteln wurde nun versucht, die verlangte Leistung zu erbringen. Wer wollte sich denn hier einer Bestrafung wegen Nichterfüllung der Norm – gerechtfertigt oder nicht – aussetzen? Das war die Sache nicht wert. Ein Auftauen des Bodens durch Holzfeuer brachte nicht viel. Vor dem Ausheben des Erdreichs mussten die brennenden Scheite erst wieder aus der Grube entfernt werden, und die paar aufgetauten Zentimeter rechtfertigten den Aufwand nicht – wenn es für uns selbst darin auch schön warm war. Mit dem Pickel konnte auch nicht viel angefangen werden – da sprangen nur Brocken von Zentimetergröße weg – und je nach Tiefe der Grube war die Handhabung des Werkzeugs wegen der Stiellänge umso eingeschränkter. Ausholen konnte man mit dem Ding noch bis zu einer gewissen Grubentiefe, dann aber traf man damit nur immer dieselbe Stelle. Es ergab sich dabei auch bei größter Anstrengung nur ein gerin-

ger Erfolg. Die sich dann als einigermaßen erfolgreich herausstellende Arbeitsweise war die mit dem *lom*, der schweren Brechstange. Damit konnte ein Loch im Erdreich herausgearbeitet werden, dessen Ränder man nachbrechen konnte. Das war zwar mühsam, aber doch noch besser als die anderen Methoden. Irgendwann waren die Gruben in entsprechender Breite und Tiefe ausgehoben worden. Kies und Zement wurden anschließend trocken mit der Schaufel gemischt, mit heißem Wasser versetzt und sofort in die Fundamentgruben geschaufelt. Das war's dann. Mein erster in Sibirien verbrachter Winter neigte sich dem Ende entgegen.

**TAISCHET LP 048****Frühjahr – Herbst 1953**

Der Schnee war geschmolzen, das Tauwasser hielt sich auf dem tief gefrorenen Boden noch längere Zeit, bis der Wind die Erde abtrocknete und wir konnten wieder unter normalen Witterungsverhältnissen arbeiten. Die Winterbekleidung war auf dem gleichen Wege, auf dem wir sie im letzten Herbst erhalten hatten, zurückgegeben worden. Nun liefen wir wieder in unserer Sommermontur und mit Schirmmützen herum.

So trostlos unser Häftlingsleben auch war und so wenig Aussicht auf Besserung der Verhältnisse, auf Verkürzung der Strafzeit oder gar auf eine Rückkehr in die Heimat auch bestand, der Frühling wirkte sich auf die allgemeine Stimmung doch aus. Man traf sich wieder öfter abends vor den Baracken. Die Arbeit ging weiter – jetzt unter besseren Witterungsverhältnissen und für unsere Brigade auch wieder in der Hauptsache auf dem Werksgelände.

Die einseitige vitaminarme Lagerkost wirkte sich unterschiedlich auf den Gesundheitszustand aus. Manchmal gab es zwar Äpfel im Lagerkiosk zu kaufen. Aber die waren immer schnell weg. Zwiebeln, blaue, waren dagegen öfter mal zu haben. Die haben wir dann an Stelle von Äpfeln, anderes Obst habe ich dort nicht gesehen, gegessen. Wir haben, so wie sie waren, in sie hineingebissen. Aber trotz dieser Bemühungen, die Einseitigkeit der Ernährung zu unterbrechen, blieben die wenigsten von uns von Furunkeln verschont. Auch mich hatte es erwischt – besonders an der linken Hand. Ich nahm das nicht gleich so ernst, aber als dann die roten Streifen sich über den Ellenbogen hinaus entwickelten und die Drüsen in meiner Achselhöhle anschwellen, ging ich doch zum Arzt in die Sanitätsbaracke, in diesem Fall noch am Abend, und er behandelte mich, obwohl das keine Sprechstundenzeit war, auch sofort. Mit ein paar Schnitten öffnete er die angeschwellenen Stellen, desinfizierte und verband sie und damit war die Sache erledigt. Krankgeschrieben wurde ich wegen einer derartigen Kleinigkeit natürlich nicht. In der Folgezeit hatte ich unter dieser Mangelkrankheit dann kaum noch zu leiden. Meine Gesundheit war in diesem Jahr wohl nicht die Beste. Zum einen musste ich den Zahnarzt aufsuchen, um mir einen Zahn ziehen und mir eine Plombe verpassen zu lassen. Der Zahnarzt, ein schon etwas älterer Jahrgang, war einer unserer Mecklenburger und gab unter den hier herrschenden Verhältnissen wirklich sein Bestes. Vor dem Ziehen kühlte er den Kiefer mit Eiswasser – andere Betäubungsmittel besaß er nicht – und das für das Einsetzen der Plombe zuvor erforderliche Bohren erfolgte mit

einem Gerät, welches mich an die Nähmaschine meiner Mutter erinnerte – die Umdrehungen des Bohrers wurden über eine Schwungscheibe mit Fußpedalantrieb geregelt. Wir haben diese Tortur beide überstanden. Zum anderen, das muss im Juli gewesen sein, kam ich sogar für eine Woche in die Sanitätsbaracke. Franz, noch immer in unserer Brigade, schaute mich eines Abends erstaunt an – es war noch sehr hell. „Wie siehst du denn aus? Deine Augen sind ja ganz gelb!“ Auf der Latrine hatte ich zwar schon bemerkt, dass mein Urin dunkler als sonst gefärbt war, dem aber keine große Beachtung geschenkt – das konnte auch mit der Ernährung zusammenhängen. Was der Franz aber bemerkt hatte, konnte ich nicht nachprüfen, denn wir besaßen keine Spiegel – jedenfalls noch nicht zu diesem Zeitpunkt. Beide Feststellungen ließen, unabhängig voneinander, auf eine Erkrankung schließen – möglicherweise auf Gelbsucht. Und so war’s dann auch. Ich ging zur Sanitätsbaracke, der Arzt schaute mich nur kurz an und behielt mich gleich da, verpasste mir eine Riesenspritze und ließ mich unverzüglich in einem sauberen, weiß gestrichenen Zimmer und in einem Bett mit Laken, Kopfkissen und weißer sauberer Bettdecke unterbringen. Die Sanitätsbaracke lag zwar direkt neben unserer, aber von innen hatte ich bisher nur den Warteraum und das Arztzimmer kennen gelernt. Nun kam ich mir hier vor wie im Eden-Hotel und fühlte mich wie im Urlaub – und zur Arbeit brauchte ich auch nicht zu gehen. Meine Erkrankung wurde diesmal sehr ernst genommen. Mit meinem Leben war ich in diesem Augenblick dennoch sehr zufrieden. Dieser freundliche kleine weißhaarige Arzt, wohl schon so an die sechzig, war auch einer der vielen hier im Lager inhaftierten Juden und hätte der Prototyp des braven Landarztes sein können – immer verständnisvoll und aufmerksam. Und noch einen guten Geist gab es hier im *san tschast*, der Sanitätsbaracke des Lagers. Es war ein Volksdeutscher. Der war noch älter als der Arzt und wurde als Invalide nicht mehr zur Arbeit eingeteilt. Er betätigte sich hier als Hausmeister – säuberte die Stuben, verteilte das Essen und beschäftigte sich mit all den Dingen, die andere nicht gerne machten. Verschiedene der Erkrankten konnten oder wollten nichts essen, und warum sollte er die überzählige Krankenkost – die war schon besser als die normale – an die Küche wieder zurückgeben. Durch diesen Umstand konnte er seine magere Invalidenkost etwas aufbessern und wiederholt sogar noch etwas an andere Lagerkameraden weitergeben – aber nur inoffiziell und heimlich. Nachdem er erfahren hatte, dass jetzt auch ein Deutscher in der Baracke lag, besuchte er mich ein paar Male. Er erzählte mir von den Ereignissen, unter denen die Volksdeutschen in diesem Arbeiter- und Bauernparadies leiden mussten – Deportationen, Inhaftierungen

und sonstige willkürliche Benachteiligungen. Die durch Fleiß ehemals zu einem gewissen Wohlstand Gekommenen hatten als Minderheit in diesem Staat nichts mehr zu lachen. Sie wurden verfolgt, ohne dass dafür Gründe genannt wurden.

Nach einer Woche wurde ich wieder aus diesem Paradies als geheilt entlassen – das banale Lagerleben nahm mich wieder auf.

Es muss Ende August/Anfang September gewesen sein, als wieder neue Häftlinge eintrafen. Auch Deutsche waren dabei, und einer davon, Dieter, war mit seinen knapp zwanzig Jahren noch jünger als ich damals und von jetzt an der jüngste Deutsche im Lager. Stets, wenn Neue eintrafen, wurden sie erst mal nach der Entwicklung in der Heimat befragt, und Dieter berichtete uns nun von geradezu erstaunlichen Dingen: Einen Volksaufstand hätte es in der DDR gegeben, der aber nach mehreren Tagen durch Militär- und Polizeieinsatz mit Waffengewalt wieder niedergeschlagen wurde. Er sprach von den Ereignissen des 17. Juni 1953. Auch er hatte daran teilgenommen – die Ursache dafür, dass er jetzt hier war. Mit sehr gemischten Gefühlen hörten wir ihm zu. Einerseits konnten wir das Aufbegehren der Bevölkerung gegen dieses totalitäre Regime nachempfinden und fanden darin eine Bestätigung für unsere Handlungsweise, die uns letztendlich hierher gebracht hatte. Dann war unser Widerstand doch berechtigt gewesen, den wir damals nur in kleinen Gruppen ausgeübt hatten. Nun hatte ein großer Teil der Bevölkerung ebenfalls seinen Unmut ausgedrückt und zu handeln versucht. Andererseits aber waren wir darüber betroffen, dass der Aufstand nicht zum Ziel geführt hatte. Gegen diesen Willkürmoloche, der nun die halbe Welt beherrschte, den Menschen das Paradies verhieß, aber entgegengesetzt handelte, war anscheinend kein Kraut gewachsen. Jedenfalls bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht. An diesem Abend gingen wir alle sehr nachdenklich auseinander.

Im Herbst ergab sich wieder die gleiche Situation wie im Jahr zuvor: die außerhalb des Werksgeländes arbeitenden Baubrigaden waren in Terminschwierigkeiten geraten und wir mussten sie wieder unterstützen. Sehr froh waren wir über diese Art der Abwechslung unserer Tätigkeit nicht, denn nun mussten wir wieder den leidigen Häftlingstransport auf den Lkw überstehen.

Aber einen Vorteil hatte das Arbeiten auf den Außenbaustellen doch. Holz wird auf jeder Baustelle verwendet, und von verarbeitetem Holz verbleiben zwangsläufig Reste – brennbare, mit denen Wärme erzeugt werden konnte. Im Winter gab es zwar direkte Holzzuteilungen für das Heizen der Baracken, mehr oder minder ausreichend. Jetzt jedoch war ja noch nicht Winter,



wenn es auch wieder schon recht kalt war, und so nahmen wir an Holzresten für unsere Öfen mit, was eben möglich war. Die Posten am Lagertor froren bei unserer abendlichen Rückkehr ebenso wie wir – nicht nur da draußen, sondern auch in ihrer unbeheizten Wachstube – und so behielten sie einen Teil des von uns mitgebrachten Holzes für sich und wiesen durch ihre Aktivität eine streng durchgeführte Kontrolle nach. Viel besser als wir waren die ja auch nicht dran. Aber auch für uns blieb fast immer noch genügend Holz übrig.

Bis dahin, also bis zu diesem Zeitpunkt, ging's hier ja noch irgendwie. Aber der Situation, noch einen weiteren sibirischen Winter im Freien arbeiten zu müssen, wäre ich schon ganz gerne ausgewichen. Und es ergab sich tatsächlich die Möglichkeit dazu. Hans hatte mir in einem der abendlichen Gespräche davon berichtet.

So oft wie möglich traf sich die deutsche Landsmannschaft – in welcher Gruppenaufteilung auch immer. Hans, der Genthiner<sup>2</sup>, gehörte zu denjenigen, die durch ihre Tätigkeit im Werk – Materialverwaltung – dort mit vielen Instanzen in Verbindung kamen und so erfuhr er von dem geplanten Arbeitszweig: Ein neues Programm in der Fertigung war aufgelegt worden und eine neue Schlosserbrigade sollte dafür gebildet werden. Es erhielt die Bezeichnung „*WOREM*“, was das auch immer bedeuten möchte. Gesucht wurden Schlosser, gegebenenfalls sollte eine Einarbeitung erfolgen. Für die Be- und Verarbeitung von Metallen fehlte mir jede Erfahrung. Aber die kann man sich erwerben, und eine Einarbeitung war angeboten worden – warum sollte ich mich nicht melden. Ich tat's und wurde angenommen. Im Hinblick auf beißende *moschki* oder beißende Kälte war meine Entscheidung doch nicht negativ zu werten.

<sup>2</sup> Jetzt Dr. jur. Hansjochen Kochheim, Gummersbach, Rechtsanwalt. Zu seiner Geschichte siehe Antje Kreuzmann/ Steffi Kalz/ Silvana Sattelkau/ Marleen Schulze/ Juliane Specht: Widerstand junger Liberaler an der Oberschule Genthin 1947-1949, Magdeburg 1999 (Heft 11 der Schriftenreihe „Sachbeiträge“ der Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen Sachsen-Anhalts)

**TAISCHET LP 048****Winter 1953 – 1954**

Diesen Winter sollte ich von jetzt an unter einem Dach verbringen können und nicht mehr im Freien arbeiten müssen.

In der riesigen Werkhalle neben der alten Lok-Zeche war für unsere neue Brigade eine kleine Fläche abgegrenzt und mit vier Werkbänken und ebenso vielen Schraubstöcken ausgerüstet worden. Das sollte unser neuer Arbeitsplatz sein. *Walodja*, ein Ukrainer im Alter von ca. 35 Jahren, war als Brigadier eingesetzt worden. Als Vorarbeiter fungierte *Pjotr*, ein Pole von etwa 45 Jahren. Und wir drei Neuen waren dann der Rest der Mannschaft: Werner, ein Mecklenburger, und ein kleiner Usbeke aus meiner alten Bau-Brigade und ich. Das war der ganze Haufen, der den Arbeitsbereich „*WOREM*“ abwickeln sollte. Und wir drei Neuen hatten von Schlosserei keine Ahnung und mussten nun erst einmal angelernt werden. Einen Monat erhielten wir dafür Zeit – nach Ablauf dieser Frist hätten wir dann nach Normen zu arbeiten.

*Pjotr* – der war ein gelernter Schlosser und dazu noch ein recht guter, wie sich später noch herausstellte – sollte uns anlernen und einarbeiten. Auf uns Deutsche war er zu Anfang zwar nicht so gut zu sprechen und dafür besaß er auch einen ausreichenden Grund. Während der Kriegszeit hatte er für die Deutschen gearbeitet, wohl als Ostarbeiter, und nun war er deshalb – wegen „Unterstützung des Feindes“ – von seinen neuen Herren zur Lagerhaft verurteilt worden. Also hatten, nach seiner Meinung, doch die Deutschen Schuld an seiner jetzigen Situation. Seine uns gegenüber anfangs zum Ausdruck gebrachte Zurückhaltung nahm ich ihm deshalb auch nicht weiter übel. Ich konnte ihn schon verstehen und später sind wir mit ihm auch gut ausgekommen – aber wortkarg blieb er stets, das war so seine Art. *Pjotr* also versuchte, uns nun im Schnellkurs beizubringen – nicht mit vielen Worten, sondern durch Vormachen –, was wir hier an Wissen und Fertigkeiten brauchten. Wenn es nicht gleich klappte, wurde er schon ungeduldig, aber bössartig war er nie.

In den Mittagspausen schaute ich mir die anderen Arbeitsbereiche dieser Halle an, von denen jeder wieder für sich, manchmal nur optisch durch die Geräteaufstellung, abgegrenzt war. Uns gegenüber auf der anderen Torseite arbeiteten die Fass- und Zisternenschweißer, die noch nicht in der dafür vorgesehenen neuen Halle, in der wir den Asphaltestrich gelegt hatten, untergebracht werden konnten. Ein paar Landsleute waren auch darunter und

so konnte man ab und zu schon ein paar Worte in seiner Heimatsprache austauschen. Die andere Hallenhälfte war mit Drehbänken aller Größen vollgestopft. Von Eisenbahnradern bis zu kleinsten Bolzen wurde dort alles Mögliche bearbeitet und hergestellt.

Mit meiner Versetzung zu einer neuen Brigade wurde zwangsläufig auch mein Umzug in eine andere Baracke notwendig, aus Ordnungsgründen, und auf Ordnung und Überschaubarkeit der Mannschaft legte man großen Wert. Die Lagerordnung wurde auch nicht mehr so streng gehandhabt wie bisher – möglicherweise hing das mit den Folgen von *Stalins* Tod und den damit verbundenen Umschichtungen in der Führung dieses Staates und in den untergeordneten Dienststellen zusammen.

Ende Januar erhielten wir Deutsche hier im Lager die Erlaubnis, nach Hause schreiben zu dürfen. Dafür wurden Doppelkarten, die Antwortkarte war gleich beigelegt, des Verbandes der Gesellschaft des Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes der UdSSR in der Lagerverwaltung ausgegeben und ebendort sollten die dann auch geschrieben werden. Schreibfedern, blaue Tinte sowie Tische und Stühle wurden ebenfalls zur Verfügung gestellt, damit man leserlich schreiben konnte und alles seine Ordnung hatte. Inwieweit andere Ausländer der UdSSR diesen Vorzug auch erhielten, entzieht sich meiner Kenntnis. Diese plötzliche und unerwartete Maßnahme löste in der Deutschen Kolonie eine erhebliche Aufregung und natürlich große Freude aus. Doch einige von uns bekamen auch sehr nachdenkliche Gesichter. Dazu gehörten diejenigen, die nun schon an die zehn Jahre Haft hinter sich hatten und nicht wussten, wo sich ihre Familienangehörigen jetzt aufhielten. Mir wurde jedenfalls nicht bekannt, dass einer von uns seine Karte wieder zurückgab. Es wurde eben dorthin geschrieben, von wo aus man sich die besten Verbindungen versprach. Doch so schnell ging das mit dem Schreiben auch wieder nicht. Es wurde uns erst einmal erklärt, wie wir zu schreiben hätten: in Druckschrift, die Karten wurden ja zensiert und lassen sich auf diese Art leichter lesen – und auch, was wir nicht schreiben durften: wo wir sind, womit wir uns hier beschäftigen und auch nicht, dass es uns hier schlecht gehen würde. Nachdem dann alles Erforderliche für eine Verbindung mit der Heimat erledigt worden war, wurden die Karten eingesammelt und das Warten ging los. Erhalten wir auch Antwort und wann und von wem?

Unsere Schlosserausbildung war im Januar noch nicht abgeschlossen, aber in die Produktion wurden wir mit der Lösung einfacher Aufgaben schon eingebunden.

Ab Anfang Februar lief das *WOREM*-Programm an – wir stellten unter *Pjotr*s Leitung die Inneneinrichtung der Kabinen von Werkstattwagen her: transportable Werkische mit Winkelstahlgerüst, die Schubfächer dazu aus Stahlblech, Regale aus Winkelstahl und was noch gebraucht wurde. Hierbei lief *Pjotr* zur Hochform auf, baute uns alle möglichen Hilfskonstruktionen zum Abkanten und Formen der Bleche und was sonst nötig war. Die Zusammenarbeit mit ihm hatte sich gut entwickelt.

Auch Werkzeugkisten zum Auseinanderziehen stellten wir her. Die Blechverbindungen wurden punktgeschweißt. Dies war ein Teil meiner Aufgaben und nicht immer ganz leicht zu bewerkstelligen. Das Punktschweißgerät stand in der Halle weit entfernt von unserem Arbeitsbereich und wurde auch von anderen Brigaden benutzt. Mal fehlten dort die einsetzbaren Kupfer-Elektroden, mal waren sie so verschmolzen, dass sie vor erneuter Benutzung erst zugeschliffen werden mussten, mal funktionierte das ganze Ding überhaupt nicht. Dennoch war ich damit gerne beschäftigt, denn zum einen lag der Gerätestandort nicht in *Pjotr*s Blickbereich – der sollte uns ja beaufsichtigen – und zum anderen gab es aus den vorgenannten Gründen stets eine Ausrede, wenn ich – nach seiner Meinung – mal zu lange abwesend war. Ob auch alle von mir hergestellten Schweißpunkte einer härteren Belastung standgehalten hätten, glaube ich nicht. Einmal fiel mir durch Unachtsamkeit eine schon fertige Werkzeugkiste von der Werkbank – sie zerbrach laut scheppernd in alle Einzelteile.

Mittlerweile war es wieder März geworden. Schnee lag zwar noch immer, aber das Blau des Himmels hatte nicht mehr die frostklare Blässe des Winters, es war jetzt schon deutlich dunkler geworden. Weit weg konnte der Frühling also nicht mehr sein, obwohl es noch immer recht kalt war. Ein Aushang an der Baracke der Lagerverwaltung kündigte gegen Ende des Monats an, dass die erste Antwortpost aus Deutschland eingetroffen sei. Auf einer Namensliste waren die Empfänger vermerkt. Derartige Hinweise waren bisher schon bei den Paketempfängern aus dem Bereich der UdSSR üblich gewesen und sie wurden nun auch für uns angewendet. Doch nicht jeder, der im Januar geschrieben hatte, war auf dieser Liste vermerkt – aber mein Name stand darauf. Die Landsleute, die mit ihren Brigaden schon vor uns im Lager eingetroffen waren, hatten die Liste bereits durchgesehen, ihre Post schon abgeholt und informierten nun alle anderen Kameraden. Überall wurde heftig diskutiert, sowohl mit glücklichen als auch mit betroffenen Mienen, denn nicht jede Antwort fiel ermutigend aus.

Meine Karte holte ich noch vor dem abendlichen Gang der Brigade in die *stolowaja* bei der Lagerverwaltung ab. Der Kartenausgeber blickte mich et-

was nachdenklich an, als er mir diese aushändigte. Ich habe mir nichts dabei gedacht – vielleicht schaute der immer so. Ich nahm sie erst mal entgegen und verließ den Raum wieder – dann sah ich sie mir genauer an. Irgendetwas stimmte doch damit nicht – das war ja die gleiche Karte, die ich geschrieben hatte – und die Antwortkarte war nicht abgetrennt worden. Meine Mutter hatte meine Nachricht offensichtlich nicht erhalten. Enttäuscht war ich natürlich schon über diese Sachlage – aber doch nicht sehr beunruhigt. Der Umstand, dass meine Mutter die Karte nicht erhalten hatte, konnte doch bedeuten, dass sie die Wohnung gewechselt hatte, also eine mir bis jetzt noch unbekannte Anschrift besaß oder aber – und das wäre mir am liebsten gewesen – sie befand sich nicht mehr in Potsdam, sondern bei einer meiner Schwestern im Westen Deutschlands. Das wäre sicher das Beste für sie gewesen – aber wohin sollte sich mein Vater wenden, wenn er einmal zurückkam. Oder war er etwa schon entlassen worden und beide befanden sich jetzt in Sicherheit? Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf und ich suchte mir eine ruhige Ecke – das Abendessen war vergessen – und schaute mir meine leere Karte nun noch mal genauer an. Wenn schon hinten nichts darauf stand, welchen Sinn enthielten dann die verschiedenen Eintragungen auf der Vorderseite? Deren Bedeutung versuchte ich nun festzustellen. „*Obratno*“ stand gleich oben rechts in kyrillischer Handschrift – was das bedeutet, wusste ich bereits: „zurück“ hieß das. Der Schreiber dieses Hinweises hatte wohl auch das Datum darauf vermerkt, den 17. März 1954, und mit einem grünen Pfeil den Absendernamen, also meinen, gekennzeichnet. Aber es gab noch weitere handschriftliche Mitteilungen. „048“ stand da zum Beispiel – das war die Lagernummer von ZARMS und somit auch nicht verwunderlich. Dann stand da noch das Datum, mit Bleistift geschrieben „20.2.“ und dahinter „Retour“, rot unterstrichen. Das musste der Zeitpunkt der Rücksendung der Karte von einem Postamt in Potsdam gewesen sein. Und in der linken oberen Ecke auf der Karte – da lag beim Halten bisher mein Daumen darauf und deshalb hatte ich sie noch nicht bemerkt – gab es noch eine rot unterstrichene handschriftliche Bleistifteintragung in sauberer Sütterlinschrift. Mit „Empf.“ fing die Zeile an – das bedeutete wohl „Empfänger“ – und daran anschließend stand da noch „verstorben“. Es dauerte eine geraume Weile, bis ich die Bedeutung dieser Worte begriffen hatte. Meine Mutter lebte nicht mehr. Dem Postbeamten, der die Eintragung auch anders hätte abfassen können, bin ich noch heute dafür dankbar, dass er mich nicht im Unklaren über das Geschehen in der Heimat gelassen hatte. Jetzt aber traf mich diese Mitteilung wie ein Schlag. Das, was ich als mein Zuhause empfunden hatte, gab es nicht mehr. Eine

Schilderung weiterer persönlicher Empfindungen halte ich hier für nicht erforderlich. Irgendwie kam ich dann doch auf meine Pritsche und starrte die Decke der Baracke an – in der ganzen Zeit meiner Haft hatte ich noch keine Träne vergossen –, jetzt hatte ich feuchte Augen und ich schämte mich nicht.

Horst Rosè, der arbeitete in einer anderen Brigade, schlief aber auch hier in dieser Baracke, bekam durch mein Verhalten mit, dass mit mir irgendetwas nicht stimmte und fragte nach. Gesprochen haben wir nicht miteinander – das war mir zu diesem Zeitpunkt nicht möglich –, aber ich zeigte ihm meine Karte und deutete auf den handschriftlichen Hinweis. Er begriff sofort und schirmte mich für diesen Abend von jeder weiteren Fragestellung anderer ab. Doch das Leben ging weiter.

Wenn wir im *Worem*-Programm in's Stocken gerieten, wurden von uns Aufgaben zur Entlastung anderer Brigaden aus der Zeche übernommen. Die Zisternenschweißer kamen ab und zu in zeitliche Bedrängnis und wir halfen ihnen dann, wenn es für sie eng wurde. Insbesondere bei der Herstellung der Domschächte für die Zisternen brauchten sie hin und wieder Unterstützung. Zum Abschluss der Schächte waren einschweißbare Metallringe einer bestimmten Größe erforderlich, auf welche die entfernbaren Domschachtdeckel verschraubt werden konnten. Das Bohren der Bolzenlöcher und das Einschneiden der für die Haltebolzen erforderlichen Gewinde übernahmen wir – das Einschweißen der bearbeiteten Ringe war dann nicht mehr unsere Aufgabe. Die für diese Maßnahmen erforderlichen Bohrmaschinen standen nicht weit entfernt von unserem Arbeitsbereich, und wie man mit diesen Maschinen umgehen muss, hatte uns *Pjotr* schon beigebracht. Das Auswechseln von Bohrern oder Gewindeschneidern war kein Problem mehr für uns. Ursprünglich war der Teil des Hallenbereichs, in dem sich jetzt unsere *Worem*-Werkstatt befand, auch für die Ausführung von Schweißarbeiten vorgesehen und über dem Hallenboden mit stählernen Kontaktbändern zur Erzeugung von Stromkreisen für die Elektro-Schweißgeräte versehen worden. Solche Metallbänder befanden sich auf dem Fußboden auch in der unmittelbaren Umgebung der Bohrmaschinen und man musste schon aufpassen, dass kein ungewollter Stromfluss entstand. Eine Anzahl von Zisternenringen hatte ich schon in der Vorwoche bearbeitet. Jetzt war Werner damit an der Reihe – der Usbek und ich arbeiteten weiter im *WOREM*-Programm: Winkelstahl für die Werkbankfüße zuschneiden, von Hand. Bei dieser Arbeit ergab sich ein für uns vorteilhafter Nebeneffekt. Sehr geschickt gingen wir mit den Handsägen nicht immer um, Sägeblätter brachen und die Bruchstücke davon verarbeiteten wir zu kleinen Messerchen, wenn

*Pjotr* mal nicht anwesend war. Das war, wie zuvor schon gesagt, offiziell verboten und wir wollten ihn nicht in Schwierigkeiten bringen.

Werner hatte nach dem Bohren der Löcher anfangs einige Probleme mit dem Einsetzen der Gewindeschneider in die Bohrmaschine gehabt. Jetzt schien das Problem gelöst zu sein. Er stand mit dem Rücken zu uns und ab und zu schauten wir schon mal zu dem Kollegen hinüber, routinemäßig, ohne besonderen Anlass. Bisher hatte Werner unverdrossen gearbeitet, warum aber stand er jetzt in so eigenartiger Körperhaltung vor der Bohrmaschine. Bei dieser Kopfneigung konnte er den Spanabhub doch kaum richtig beobachten, und warum zuckte er jetzt so eigenartig rhythmisch? Ein paar Sekunden waren sicher vergangen, bis mir der Vorgang auch begrifflich klar wurde – der zuckende Junge da stand unter Strom. Mit zwei Sprüngen erreichte ich den Betonpfeiler, an dem die stromführenden Leitungen befestigt waren, und riss den Stecker des Kabels der Bohrmaschine aus der Steckdose. Werners Körper sank zusammen und fiel mir entgegen – der Usbek war auch schon da, und wir trugen ihn erst einmal zu unseren Werkbänken. Gehen konnte er nicht, seine Beine sackten ihm weg, und reden konnte er auch nicht. Werner war anscheinend während der Bedienung der Bohrmaschine mit einem Fuß auf eines der Kontaktbänder für die Schweißarbeiten getreten und hatte dadurch einen Kurzschluss ausgelöst. Die Beachtung von Unfallverhütungsvorschriften war jedenfalls nicht die Stärke dieses Betriebes hier. Wie viel Zeit verging, bis sich Werner wieder etwas erholt hatte, weiß ich jetzt nicht mehr – aber ganz da war er noch immer nicht, als wir ihn in den Bürotrakt der Halle zum Werkssanitäter brachten. Viel konnte der ihm auch nicht helfen – zurück ins Lager wollte er Werner aber nicht schicken, das hätte Schreifarbeiten erfordert und sicher unangenehme Rückfragen ergeben – also nahmen wir ihn wieder mit, setzten ihn in eine Hallenecke und ließen ihn sich wieder von selbst erholen. Zu arbeiten brauchte er bis zum Abend nicht mehr und am Abend konnte er dann, fast wiederhergestellt, die Knie waren zwar noch immer etwas wackelig, von uns untergehakt mit ins Lager zurückgehen. *Pjotr* entfernte am folgenden Tag die Kontaktstreifen am Boden im Bereich der Bohrmaschine.

Und eine weitere Erleichterung des Lagerlebens wurden angeordnet – das abendliche Abschließen der Baracken entfiel und damit auch der abendliche Zählappell. Das war nun eine Entscheidung, die den Zusammenhalt im Lager wesentlich förderte. Jetzt konnte man sich mit den Leuten, mit denen man in nähere Verbindung gekommen war, doch etwas länger unterhalten und auch neue Verbindungen anknüpfen, ohne auf die Zeit des Abschließens achten zu müssen. Wenn man zuvor diese überschritten hatte und seine Be-

hausung nicht mehr rechtzeitig vor dem Abschließen erreichte, so konnte man sich leicht ein paar Tage im Karzer – je nach Laune des Wachhabenden – einhandeln. Auch die Sonntage wurden nicht mehr so häufig mit Arbeitseinsätzen belastet. Bei den jetzt schon recht sonnigen Tagen im Mai war das recht angenehm. Man suchte sich irgendeinen gemütlichen Platz und kam dort mit seinen Nachbarn ins Gespräch – auch wenn man sich hier jetzt das erste Mal sah. Einer meiner dortigen Gesprächspartner nannte sich *Yamamoto*. Er war ein Japaner, den die sowjetischen Truppen auf Sachalin erwischt hatten. Auf seinen Nachnamen war er sehr stolz – ein japanischer Admiral im Zweiten Weltkrieg hieß ebenso wie er –, und die Deutschen waren für ihn noch immer Waffenbrüder. Russisch konnten wir beide nur lagermäßig und so ergab sich eine etwas komplizierte, aber doch immerhin interessante Unterhaltung mit ihm.

Aber noch viel komplizierter entwickelten sich einige der Sonntagsgespräche mit einem jungen Moskauer Juden. Der verkörperte den Prototyp eines Großstädtlers. Er war dort beim Film als Regieassistent oder in einer ähnlichen Funktion tätig gewesen, sprach natürlich kein Lagerrussisch und sprudelte seine Gedanken nur so heraus. Ich hatte alle Mühe, mit seinen Worten zurechtzukommen. Wenn ich ihn jedoch nicht ganz verstanden hatte, und das kam zwangsläufig öfter mal vor, so unterbrach ich seinen Redefluss mit Handzeichen und versuchte, mit meinen Sprachkenntnissen seine Ausführungen zu rekapitulieren. Hatte ich ihn richtig verstanden, so freute er sich riesig und sprudelte weiter – wenn nicht, so sprudelte er auch weiter und wiederholte eben so lange seine Rede, bis er den Eindruck gewonnen hatte, nun hätte auch ich endlich seine Gedanken erfasst. Wir haben uns jedenfalls wiederholt getroffen, unsere Meinungen ausgetauscht, und interessant waren diese Gespräche mit ihm immer.

Einige von uns Deutschen hatten zu diesem Zeitpunkt, Mai – Juni, bereits Pakete aus Deutschland erhalten und gehörten nun auch, nach Lagermaßstäben, in die Gruppe der Begüterten. Wie schon bei der Ausgabe der Karten, so wurde auch bezüglich der Pakete eine Liste zur Information der Empfänger ausgehängt. Doch nun einfach zur Ausgabe zu gehen und das Paket mitzunehmen, ging natürlich nicht. Eine eingehende Kontrolle sowohl der Verpackung als auch des Inhalts musste erst einmal überstanden werden. Diese Kontrolle nahm in der ersten Zeit meist der Wachhabende selbst vor, und die lief in der Regel folgendermaßen ab: das Paket wurde geöffnet und alles darin auf dem Tisch vor dem Kontrolleur ausgebreitet. Der schaute sich die Sachen in aller Ruhe an. Was nicht seine Zustimmung fand, wurde zur Seite geräumt, ohne weitere Erklärung. Von den verbleibenden Dingen



wurde jedes beschriftete Papierstück zur Vermeidung von Nachrichtenübermittlungen entfernt, Tüten und Päckchen wurden geöffnet und ausgeschüttet. Büchsen wurden ebenfalls geöffnet und durchsucht. In diesen Artikeln könnte doch noch etwas verborgen sein, was nicht erlaubt war, Geld, Mitteilungen, Alkohol oder was sonst noch. Wurst, Kuchen, Seife und ähnliche Artikel mit fester Substanz wurden durchgeschnitten. Auch Bekleidungsstücke wurden aus dem gleichen Grund auseinandergefaltet und durchgesehen. Wenn das dann alles überstanden war, konnte der Empfänger mitnehmen, was ihm die Obrigkeit dann zugestand. Und wenn sich der Paketempfänger rechtzeitig entsprechende Behältnisse dafür besorgt hatte – Beutel, Schüsseln oder Schachteln –, stand dem auch nichts weiter im Wege. Wer nun aufgrund der strengen Überprüfung über mehrere geöffnete Büchsen verfügte, deren Inhalt bald verderben konnte, geriet dadurch schon in eine heikle Situation. Über Kühlschränke verfügten wir hier nicht und allein alles auf einmal zu essen ging auch kaum. Also lud man in solch einem Fall seine Freunde ein und das Problem war gelöst. Der Überschuss an Ware, die nicht verderben konnte, konnte in der *kaptjorka*, also dort, wo auch die andere persönliche Habe verwahrt wurde, gelagert werden. Es hatte sich nicht als Nachteil erwiesen, beim Abholen seiner Sachen sowohl schon bei der Paketausgabe als auch später bei der Abholung seiner Schätze aus der *kaptjorka* den Ausgeber mit einem kleinen Geschenk zu erfreuen – eine nicht nur hier übliche Sitte zur Schaffung von Freunden und Verbindungen. Im Laufe der Zeit entschärfte sich die Situation jedoch. Zum einen konnte per Post den privaten Paketabsendern mitgeteilt werden, welche Artikel für uns hier ungeeignet waren, und zum anderen stellten sich auch die Wohlfahrtsorganisationen, die ebenfalls einen Teil der Zusendungen übernommen hatten, sehr schnell auf die hiesigen Verhältnisse bei der Auswahl der Lebensmittel und sonstigen Artikel ein.

Im Sommer 1954 hatte ich noch keine Verbindung zu meinen mir noch verbliebenen Familienangehörigen, zu den Schwestern in Westdeutschland, erhalten können. Es war mir schon bekannt, dass sie mehrmals umgezogen waren, aber wo befanden sie sich jetzt? Ich schrieb auf Verdacht an eine der Adressen, die mir noch in Erinnerung geblieben war, und Anfang September – drei Monate nach Absendung meiner Karte – erhielt dann auch ich die erste Nachricht aus Deutschland. Pakete und Fotos – meine Schwestern und deren Familien hatte ich ja seit vielen Jahren nicht mehr gesehen – wurden mir von ihnen angekündigt. Nun war auch bei mir der Kreis zur Heimat wieder geschlossen worden.

Inzwischen war es Ende Oktober und schon wieder ziemlich kalt. Die Winterklamotten hatte man bereits zu Beginn des Monats ausgegeben. So konnten wir, beide Wattejacken übereinander tragend, recht gut die Wartezeiten vor den Toren bei den jetzigen Minustemperaturen überstehen. Morgens lief dieser Vorgang immer recht flott ab. Am Abend dann – bei der Rückkehr ins Lager – verging mitunter wesentlich mehr Zeit, je nachdem, ob von den Posten nur oberflächlich oder sehr intensiv gefilzt wurde. Eine Prozedur, die stets nach dem gleichen Schema ablief. Den Fünferreihen der Häftlinge, die abgezählt das Lagertor durchschritten, standen ebenso viele Wachsoldaten gegenüber, sodass stets ein Soldat einen Häftling kontrollieren konnte und der *deschurni*, der Diensthabende, einen guten Überblick über das Geschehen behielt, denn es kam folglich kaum zu einer Drängelei.

Eines Abends bat mich Hans, ihm eine Flasche mit Firnis mit ins Lager zu nehmen. Er selbst hätte auch noch eine – einer der Künstler im Lager brauchte das Material –, aber zwei Flaschen von einer Person durch die Kontrolle zu bringen, war doch etwas schwierig. Riskant war ein derartiges Unternehmen immer, man konnte sich ein paar Tage im Karzer einhandeln. In der Mehrzahl der Fälle jedoch begnügten sich die Posten, falls sie etwas fanden und die Schmuggelware auch noch selbst gebrauchen konnten, mit dem Entzug derselben. Stand jedoch der *natschalnik regime* dabei und beobachtete seine Leute, dann konnte es sehr unangenehm werden. Wie nun auch immer – Hans hatte mir schon viele Gefallen erwiesen, warum sollte ich ihm nicht auch mal gefällig sein. Ich nahm die Flasche und staunte nicht schlecht. Es war eine uralte verbeulte Wehrmachtsfeldflasche, jedoch ohne den Stoffbezug und ohne Beledung. Dieses Exemplar hatte schon eine weite Reise hinter sich. Durch das geöffnete Lagertor schauten wir zu, wie heute die Kontrolle bei den vor uns aufgerufenen Brigaden ablief – es ging ziemlich schnell, den Posten war wohl auch kalt.

Wurde man durchsucht, war es üblich, sich mit geöffnetem *buschlat* vor dem Posten aufzustellen. Er tastete den Körper des Häftlings ab und wenn er nichts fand, so konnte der weiter ins Lager gehen. Nun war bald unsere Brigade an der Reihe und irgendwie musste ich die Flasche so unterbringen, dass sie möglichst nicht entdeckt werden würde. Mit geöffneter Wattejacke vor den Posten zu treten, bot sich von selbst an – heute aber trug ich zwei davon, die lange und die kurze, also waren beide zu öffnen. Durch das Zusammenfassen der Zipfel beider Jacken ergab sich auf jeder Körperseite eine Art Tasche. Ich fasste die Jackenzipfel so, dass ich den Flaschenkopf an der Verschraubung gut in der Hand behielt und die Flasche beidseitig vom Stoff voll überdeckt wurde. Dann war ich an der Reihe. Der kleine

blonde Russe, der mich schon mal zum Karzer gebracht hatte, stand mir gegenüber. Ich riss meine Jacken vor ihm so weit auseinander, dass der Rücken seiner meinen Körper abtastenden Hände nicht den Jackenstoff von innen berühren konnte – er hätte sonst den harten Körper der verborgenen Flasche gespürt – und wartete ab. Was blieb mir denn sonst anderes übrig. Trotz geöffneter Jacken habe ich in diesem Moment bei diesen Temperaturen hier nicht gefroren. Der Posten tastete meinen Körper ab, fand nichts und schickte mich weiter. Das war's dann.

Anfang November gingen Gerüchte durchs Lager „Die Ausländer werden aussortiert“. Niemand wusste etwas Genaues, aber die Ungarn, die Japaner, die Deutschen und noch viele andere, deren Heimat nicht innerhalb der Grenzen der UdSSR lag, erhielten die Aufforderung, sich reisefertig zu machen. Zur Arbeit brauchten wir nicht mehr zu gehen. Aber wann es losgehen sollte, wusste genau auch wieder keiner. Jedenfalls blieb uns ausreichend Zeit zur Verabschiedung. Wenn das nun schon eine Vorbereitung auf eine eventuelle Heimreise sein sollte – wie die Optimisten unter uns vermuteten –, dann würde man uns und die anderen Europäer sicher nach Westen schicken und die Asiaten in östliche Richtung.

Die Verabschiedung von den zurückbleibenden Volksdeutschen, die hatten uns mit ihren Sprachkenntnissen hier viel geholfen, verlief recht herzlich. „Vergesst uns nicht“, sagte einer mit belegter Stimme zum Abschied, „auch wir sind Deutsche. Denkt an uns!“ Am zwölften November war es dann so weit: Sammeln aller Ausländer, auch der Japaner, vor dem Tor – Abtransport zum Bahnhof, rein in den Zug und zwar alle miteinander. Dieser Zug aber fuhr nicht nach Westen, sondern nach Osten. Der Transport brachte uns mitten in die Taiga. In der Nähe des Ortes *Ansjoba* trafen wir uns im Lager 043 alle wieder.

**ANSJOBA LP 043****November 1954**

Dieses an einem Abhang inmitten der Taiga gelegene Lager war wesentlich kleiner als unser bisheriges in *Taischet*. Drei- bis vierhundert Häftlinge konnten hier untergebracht werden. Die Baracken hatte man in der hier üblichen Blockbauweise errichtet, aber sie waren wesentlich länger als unsere bisherigen, waren mittig massiv getrennt und an jedem Ende mit einem Eingang versehen. Jedes der Barackenteile besaß ausreichend Platz für zwei Brigaden und, das war das Wichtigste, in jedem Barackenteil standen im Mittelgang zwei große Öfen und ein langer Tisch.

Um in das an einer Schotterstraße gelegene Lager zu gelangen, war eine Wirtschaftszone zu durchqueren. In dieser befanden sich alle für einen Lagerbetrieb notwendigen Arbeitsstationen. Eine Wäscherei, eine Näherei, eine Schusterei und auch eine Bäckerei waren vorhanden. Letztere lag gleich links neben der Einfahrt und befand sich dem Eingang zum Wohnlager direkt gegenüber. Der freie Platz zwischen der Bäckerei und dem Lagereingang mit dem daneben liegenden Gebäude für die Wachen fand als Appellplatz Verwendung. Vor unserer Ankunft war dieses Lager schon bis zur Hälfte der verfügbaren Schlafplätze belegt worden. Nun kamen wir mit unserer Mannschaft dazu und die Lagerkapazität war erreicht – die Aufteilung in Brigaden erfolgte umgehend. Jeder von uns erhielt dadurch seinen Pritschenplatz, und nun erfuhren wir genauer, womit wir uns in der kommenden Zeit beschäftigen sollten. Im Wald und in einem Sägewerk wurde hier gearbeitet.

Hier im Ausländerlager ergab es sich schon fast von selbst, dass sich Nationalitäten und Landsmannschaften auch arbeitsmäßig zusammenfanden. Die Deutschen – einer davon wurde zum Brigadier ernannt –, so einfach war das nicht, denn die Verantwortung, die mit diesem Posten verbunden waren, wollte keiner gerne übernehmen – sollten im Sägewerk arbeiten. Damit war die Herstellung von Brett- und Kantholz verbunden sowie das Zuschneiden von Eisenbahnschwellen und der Schnittholztransport. In der Brigade der Holzfäller waren die Nationalitäten unterschiedlich. Diese verdienten zwar mit Abstand am besten, aber ihre Arbeit war nicht ungefährlich, es gab wiederholt Unfälle. Den Holztransport im Wald mussten die Japaner durchführen – das Beladen der Fahrzeuge erfolgte ohne technische Hilfsmittel von Hand und war wohl die am schwersten zu bewältigende Arbeit. Sicher spielte bei solchen Arbeitszuordnungen auch der Umstand eine Rolle, dass die

Japaner von den Sowjetbürgern nicht gerade geliebt wurden. Das Abladen der Holztransporte und die Holzverteilung im Sägewerk war Aufgabe der Koreaner. Auch keine ungefährliche Sache, und auch diese musste von Hand erledigt werden. Die Häftlinge der übrigen Nationalitäten verteilten sich auf die einzelnen Brigaden. Und dann gab es noch eine Brigade, die nur für die Belange im Lager zuständig war - ausgenommen von den Invaliden, die in einer eigenen Brigade zusammengefasst waren und zu leichteren Arbeiten im Lager herangezogen wurden.

Am folgenden Tag wurden wir ins Sägewerk geführt, ringsum von Posten mit Hunden eskortiert. Eine derartige Zusammenstellung von Häftlingen und Wachmannschaften wurde mit dem Begriff *Konwoi* bezeichnet. Die Entfernung bis zum Werk betrug ca. 1,5 km. Ein Freier versuchte, den Brigadier, für den das Russische noch recht schwierig war, über die notwendigen Tätigkeiten zu informieren, und nach einer Weile klappte das irgendwie. Jedenfalls wurden anschließend die Mannschaften für die einzelnen Arbeitsbereiche eingeteilt. Mich hatte man als Gatterführer ausgesucht. Darüber war ich nicht wenig erstaunt – das war eine Ausnahmestellung, gewissermaßen eine gehobene Position. Ich erbat mir ein paar Minuten Bedenkzeit. Sicher, man kann wohl nicht alles, aber doch vieles erlernen, und diese Aufgabe reizte mich schon. Mit der Gatterbedienung war nicht die Knochenarbeit verbunden, die ich auf anderen Arbeitsplätzen im Sägewerk hätte leisten müssen. Aber im Umgang mit Maschinen und Geräten dieser Art besaß ich keine Erfahrung. Doch ich sagte dann letztendlich unter der Bedingung zu, wenn mir jemand die Bedienung der Maschine erklären würde. Und ich erhielt meine Einweisung – von Max Zink. Max, wesentlich älter als ich, war schon vor unserer Ankunft hier tätig gewesen und besaß seinen festen Arbeitsplatz – gleich neben dem Sägegatter in einer kleinen warmen Bude. Er war für das Schärfen der Sägeblätter und den maschinellen Betrieb des Gatters zuständig, also auch für das Abschmieren, Sägen spannen und ähnliche Tätigkeiten. Der zeigte nun, wie das hier ablaufen sollte.

Die kleinen stabilen und auf Schienen laufenden Rollwagen vor und hinter dem Gatter wurden *karetki* – genannt – d.h. so viel wie „Schlitten“ im technischen Bereich – und das Bedienungspersonal dazu wurde mit dem Ausdruck *karetschiki* bezeichnet. Nach meiner Meinung war Max bezüglich seiner Kenntnisse viel besser als ich für den Posten des Gatterführers geeignet, aber von meinen Gedanken wollte er absolut nichts wissen. Er lehnte sie brüsk ab. Ihm war seine warme Bude, die auch als Treffpunkt für Rauchpausen und zum Aufwärmen für die *karetschiki* und andere Verwendung fand, wesentlich lieber als hier, verantwortlich für die Produktion, in

der Kälte zu stehen. Dann erfolgte der erste Probelauf – mit verheerendem Ergebnis. Was da krumm und wellig aus der Säge kam, das waren keine Bretter, das war nur noch Brennholz – also musste Max wieder ran. Er spannte die Sägeblätter mit Keilen, und so nach und nach wurden die Schnittergebnisse dann schon besser. Fünf Tage hielt ich die Stellung als Gatterführer und war froh, nicht zum Bahnschwellenschneiden eingeteilt worden zu sein.

In diesen fünf Tagen geschah jedoch einiges. Zwischenzeitlich war unsere Brigade zur Nachtschicht eingeteilt worden. Arbeitskleidung war uns für die Arbeit im Sägewerk noch nicht zugeteilt worden. Unser Brigadier wurde deshalb zur Lagerverwaltung geschickt, um das Erforderliche zu besorgen – aber er wurde vertröstet und erhielt nichts. Sogar Arbeitshandschuhe wurden uns verweigert, obwohl welche im Lager sein sollten, wie wissende Kreise – die gibt es in jedem Lager – berichteten. Unser Unmut wuchs. Die Verpflegung war auch nicht besonders gut. Man setzte sich in den Baracken zusammen und überlegte, wie und wodurch die Verhältnisse geändert oder wenigstens günstig beeinflusst werden könnten. Ein deutscher Jurist – der hatte die Sechzig schon längst hinter sich – aus der Invalidenbaracke, der öfter mal bei schwierigen Fällen befragt wurde, konnte auch keine Lösung anbieten. Aber er bestärkte die Unmutigen in ihren Forderungen mit Hinweisen auf die Genfer Konvention und was sonst noch in dieser Richtung zu unseren Gunsten hätte ausgelegt werden können. Wie nun auch immer, die Lage zwischen der Lagerverwaltung und insbesondere unserer Brigade spitzte sich zu, Verhandlungen brachten nach wie vor keinen Erfolg. Und irgendwann in diesen Tagen fiel die Entscheidung. Wir werden so lange nicht arbeiten, bis sich die Verhältnisse geändert haben. Über damit eventuell verbundene Konsequenzen dachte keiner nach – wir waren einfach erbost über die hiesigen Zustände. „Die deutsche Brigade streikt“ ging wie ein Lauffeuer durchs Lager. Unsere Entscheidung befürworteten auch alle anderen Lagerinsassen.

Als aber der Abend kam und wir ausrücken sollten, gingen doch wieder einige hinaus – über ihre Motive will ich hier nicht urteilen. Was sollten jetzt die anderen machen? Es gab heftige Diskussionen, letztendlich aber stand die ganze Brigade wieder im Vorhof bei der Bäckerei und wartete auf die Posten, die uns abholen sollten – jeder war mit seinen eigenen, widersprüchlichen, Gedanken beschäftigt. Die Wachmannschaft kam dann auch. Sie hatte die Tagschicht vom Sägewerk zum Lager eskortiert und hätte auf ihrem Rückweg zum Sägewerk dann wieder unsere Brigade begleitet. Unter den zurückkehrenden Häftlingen befanden sich mehrere Koreaner – die

schauten erstaunt zu uns hinüber, spuckten voller Verachtung vor uns aus und würdigten uns keines Blickes mehr. Ihr Verhalten war nicht unverständlich – sicher spielte hierbei ihre Mentalität eine Rolle. Ein gesprochenes Wort galt – insbesondere hier im Lager – und deshalb sollte man damit zurückhaltend umgehen – und die Deutschen hatten hier fürchterlich angegeben und hielten nun ihr Wort nicht, und so Unrecht hatten sie damit nicht. Die Deutschen, in derartigen Situationen werden immer Verallgemeinerungen angewendet, hatten für sie klar erkennbar ihr Wort gebrochen und damit „ihr Gesicht verloren“.

Wir kamen dann, im *konwoi*, ins Sägewerk – wohl jeder von uns war in Gedanken mit der Reaktion der Koreaner beschäftigt –, aber wir besetzten unsere Arbeitsplätze nicht. Jetzt wurde doch gestreikt – ohne Ausnahme. Abfallholz war hier genug vorhanden und kalt war es in dieser Nacht genauso wie in den anderen: Also wurden Feuer angezündet. Bis zum Ende unserer Schicht standen wir um diese herum. Und die Feuer waren nicht klein und sicherlich weithin sichtbar. Doch bei diesen Temperaturen, wir hatten jetzt Ende November und die Minusgrade mussten im Messbereich der Dreißiger gelegen haben, wärmten auch sie nicht viel. Vorne verbrannte man sich an ihnen die Pfoten und hinten froh der Körperteil, der eben dort hinten ist. Seit dieser Zeit stehe ich Lagerfeuern und damit verbundener Romantik mit einiger Skepsis gegenüber. Am Morgen brachten uns die Posten zurück – für die Ausführung unserer Arbeit waren sie nicht zuständig und mischten sich auch nicht ein. Doch dann ging der Ärger erst richtig los. Die anderen Brigaden, die von unserer Arbeitsverweigerung Kenntnis erhalten hatten, verweigerten am folgenden Tag nun ebenfalls eine Arbeitsaufnahme – alle Häftlinge blieben im Lager. Daraufhin kam der Befehl zum Antreten der ganzen Lagerbesatzung auf dem Appellplatz, doch niemand verließ seine Baracke.

Plötzlich tauchten im Lager höhere Dienstgrade auf – vom Major an aufwärts – und in der Wirtschaftszone sammelten sich Soldaten –, weit mehr, als für unsere normale Lagerbewachung notwendig gewesen wären. Offensichtlich hatte man diese zur Verstärkung der eigenen Wachmannschaft von umliegenden Lagern herangezogen. Der *natschalnik reschime*, der für die Lagerordnung verantwortliche Offizier, ging noch einmal durch alle Baracken und versuchte, die Häftlinge zum Herauskommen zu bewegen. Seine Bemühungen waren erfolglos. Jeder von uns blieb, wo er war. Wir, der *natschalnik* und ich, begegneten uns – das war wirklich reiner Zufall – im Zuge seiner Beeinflussungsversuche am Barackeneingang und stießen dabei aneinander. Ich wollte raus und er rein, und bei der vorhandenen Türbreite

blieb das nicht ohne eine gegenseitige Körperberührung. Für die Arbeit war ich nicht angezogen und hatte mir einen Schal mit schottischem Muster umgebunden – aus einem meiner Rot-Kreuz-Pakete –, wir streikten doch. Diese hier unübliche Bekleidung hatte ihm offensichtlich nicht gefallen – „*kostjumschik!*“, zischte er mir giftig zu – das heißt so viel wie Modenarr. Ob er sich auch mein Gesicht gemerkt hatte, kann ich nicht sagen, wohl aber meine Häftlingsnummer – aber das stellte sich erst wesentlich später heraus. Und nun kam, was kommen musste. Wenn Befehle nicht befolgt werden, versucht man, sie mit Gewalt durchzusetzen. So war das auch hier. Die Soldaten wurden ins Lager gelassen und räumten eine Baracke nach der anderen – freiwillig jedoch ging keiner mit ihnen hinaus. Die Aktion wurde ohne Schlagstöcke und andere Bewaffnung durchgeführt – die Masse der Uniformierten und deren Handgriffe gaben dann aber den Ausschlag, und wer erst einmal draußen war, kam nicht mehr zurück in seine Baracke. Letztendlich waren alle Baracken geräumt.

Man ließ uns auf einem freien Bereich neben dem Zaun zum Wirtschaftshof antreten. Die angetretene Mannschaft wurde wie üblich in Fünferreihen abgezählt und die gezählten Reihen in den Wirtschaftshof von den Wachen abgedrängt – dabei gab es wieder einige Rängeleien, und das setzte sich von da an fort, bis sich zum Schluss dann die ganze Lagermannschaft vor dem Lager auf der Straße befand. Da standen wir dann, die Posten – nunmehr bewaffnet – um uns herum natürlich auch, bis zum Nachmittag – die Verpflegung wurde heute eingespart.

Am frühen Nachmittag kam der *natschalnik reschime* mit einem Karteikasten und begann, brigadeweise Namen zu verlesen. Wer aufgerufen wurde, durfte ins Lager zurück. Die Nichtaufgerufenen, so an die dreißig Mann, blieben draußen – ich gehörte dazu. Bei den Zurückgebliebenen handelte es sich fast ausschließlich um Deutsche. Die meisten davon gehörten zur Sägewerksbrigade, die den Streik begonnen hatte. Doch nach welchen Kriterien dieser Haufen ausgesucht wurde, blieb mir ein Rätsel. Es waren Leute darunter, die sich wirklich beim Streik zurückgehalten hatten – wie z.B. Ham, unser Geigenspieler aus Berlin, während andere, die sich stark engagiert hatten, schon wieder im Lager waren. Nun verglich der *natschalnik reschime* unsere Namen und Rückennummern mit den Angaben auf seinen Karteikarten, brummte irgendetwas von „Straflager“ und „307“ und verschwand wieder mit seinem Kasten. Eine weitere Stunde verstrich. Dann tauchten zwei oder drei Lkws auf, hielten bei uns an, wir mussten aufsteigen und ab ging die Fahrt in die verschneite *taiga* – wohin?



Unter den von uns zuvor aufgeschnappten Wortfetzen wie *straf*lag und „307“ konnte sich keiner etwas vorstellen. Vielleicht war das ein Lager und eine Lagernummer – wo aber befand sich dieses Lager? Die Fahrt ging durch den Wald und führte später an einem kleinen zugefrorenen und dicht verschneiten Fluss entlang. Nach mehreren Stunden war die Fahrt zu Ende. Die Wagen hielten vor einem Lagertor, wir mussten absteigen und wurden in eine umzäunte Baracke geführt, dem *bur* dieses Lagers. Aber wo waren wir hier? Jetzt viel darüber nachzudenken, lohnte sich nicht – es gab für uns weder etwas zum Essen noch zum Trinken, aber das Schlafen hatte man uns nicht verboten, und das versuchten wir jetzt mit mehr oder minder Erfolg, denn Decken oder Strohsäcke erhielten wir hier auch nicht.

Bei Licht sieht alles klarer aus – warten wir den Morgen ab. Und der kommende Morgen war schon wieder viel freundlicher – jeder von uns erhielt ein Stück Brot und etwas zu trinken gab's.

Einige Tage waren wir schon hier, durften auch einmal ins Freie und bekamen dabei etwas Kontakt zu den Häftlingen dieses Lagers – durch Zurufe über den Zaun –, bis der Posten auf seiner *Wischka* eine weitere Unterhaltung verhinderte. Die Stammbesatzung im Lager wollte nicht nur wissen, wer da jetzt bei ihnen zu Gast war, sondern sie wollte auch Neuigkeiten erfahren. Viel konnten wir ihr nicht mitteilen. Wie wir jedoch erfahren konnten, war das hier ein echtes Waldlager; Deutsche zählten nicht zu den Lagerinsassen. Am dritten Tag fuhr wieder ein Lkw vor – der brachte unsere Privatsachen, welche die Zurückgebliebenen in 043 für uns zusammengepackt hatten. Aus diesem Umstand war zu schließen, dass wir nicht mehr zurückkehren würden. Und so war's dann auch. Nach weiteren zwei Tagen ging die Fahrt ins Ungewisse weiter. Wieder fuhren wir ein Stück an dem kleinen Fluss entlang, auf dessen anderem Ufer der Wald, tief verschneit, wie eine Wand stand – keinen Meter konnte man da hineinsehen. Dann kam wieder ein Lager in Sicht – die Wagen hielten und die Fahrer verhandelten mit der Torwache. Waren wir jetzt am Ziel?

### Straflager LP 307

Wir waren am Ziel – vor uns lag das Lager 307. Das, was uns hier erwarten würde, konnten wir nur ahnen. Nach den Vorkommnissen in 043 waren das aller Wahrscheinlichkeit nach eine strengere Lagerordnung, so wie wir sie in LP 048 schon einmal erlebt hatten, als auch härtere Arbeitsbedingungen. Der uns hier in Empfang nehmende Lagerkommandant und seine Wachposten am Tor sahen mit ihren finsternen Blicken durchaus danach aus und auch ihr Ton war nicht gerade freundlich. Doch die unvermeidliche Durchfilzung unserer Personen und Sachen beim Betreten dieses Lagers verlief völlig korrekt. Nachdem wir diese überstanden hatten, wurden wir zu unseren Unterkünften geschickt. War das alles? Dieses Verhalten der Wachmannschaft irritierte uns schon, denn normalerweise werden Neuankömmlinge in den Lagern erst einmal so lange im *bur* untergebracht, bis ihre spätere Verwendung und Aufteilung in Arbeitsbrigaden festgelegt worden war. Hier jedenfalls schien das alles ganz anders zu sein. Also überquerten wir – diesmal ohne jede Eskorte – mit unserem Gepäck den Appellplatz in der uns angewiesenen Richtung und gingen auf ein paar dort im Hintergrund stehende Häftlinge zu. Diese blickten uns interessiert entgegen, aber sie rührten sich nicht von der Stelle und warteten unser Ankommen ab.

„Wo kommt ihr her? Weshalb seid ihr hier?“ Diese üblichen Fragen waren von uns schnell beantwortet. Polen waren die Fragesteller, und auf unsere Frage nach deutschen Häftlingen wiesen sie auf den zweiten, entfernteren Eingang der Baracke, vor der wir jetzt gerade standen. Deutsche waren also auch schon hier – die sollten uns nun Aufklärung über das dortige Geschehen geben.

Wir gingen folglich zum zweiten Eingang. Die Baracken waren hier ebenso wie in LP 043 ausgeführt worden, mit mittlerer Trennwand. In jedem Barackenteil befanden sich zwei Öfen in den Schlafräumen. Dort trafen wir dann auf unsere Landsleute, es waren nur wenige. Sie kamen aus verschiedenen Lagern der *Taischeter Trasse* und waren aus verschiedenen Gründen hier, die aber stets einen Widerstand gegen die Obrigkeit beinhalteten. Die gaben uns nun endlich Auskunft über dieses Lager.

LP 037 war tatsächlich das Straflager – oder auch nur eines davon – der Lagertrasse *Taischet*. Hierher wurden alle diejenigen Häftlinge verlegt, die in irgendeiner Weise gegen Lagerordnungen verstoßen hatten und deren weiterer Aufenthalt im jeweiligen Lager zu Schwierigkeiten entweder mit der Lagerleitung oder aber auch mit den Lagerinsassen hätte führen können. Man wurde also aus Sicherheitsgründen an diesen Ort verbannt, damit an-

dere ihre Ruhe hatten. Hier fanden wir wieder das bunte Gemisch aus Vertretern aller möglichen Nationen vor, wie wir das schon in unserem ersten Lager, in *ZARMS*, feststellen konnten: außer der schon erwähnten Handvoll Deutscher gab es hier noch viele Polen, Koreaner, einen Franzosen und einen Belgier und von Seiten der Sowjetbürger auch mehrere *blatnois*: Sogar aus dem Lagerbezirk *Narilsk* hatte man einige Vertreter verschiedener Nationen hier untergebracht.

Unsere Fragen nach Brigaden und Arbeitsbereichen wurden mit einem breiten Lächeln beantwortet: In diesem Lager wurde nicht gearbeitet. Wenn sich diese Notwendigkeit aber ergeben sollte, dann nur für den Lagerunterhalt, und diese Arbeiten teilten dann die Barackenältesten ein. Diese Auskunft hatten wir nicht erwartet, aber enttäuscht waren wir darüber natürlich auch nicht, denn nach unseren Vorstellungen hatten wir mit Schwerstarbeit in einem Straflager gerechnet. Warum das hier anders war, entzieht sich meiner Kenntnis. Dieser zwar unsere Kräfte schonende Umstand bedeutete jedoch auch: Keine Arbeit – kein Verdienst. Man konnte sich hier also nichts kaufen und war allein auf die Lagerverpflegung angewiesen. Über Paketzustellungen konnte uns auch niemand etwas mitteilen. Ursprünglich – das habe ich erst wesentlich später erfahren – waren die Verhältnisse in diesem Lager wohl auch völlig andere gewesen. Es sollte einmal ein Kettensträflingslager gewesen sein und der damit verbundene schlechte Ruf hing wohl noch immer diesem Ort hier an.

Wir Neuankömmlinge suchten uns also erst mal unsere Schlafplätze aus. Platz war ja hier ausreichend vorhanden, sodass jeder von uns eine der bevorzugten unteren Pritschen hätte belegen können. Ich suchte mir dennoch wieder einen Platz auf einer der oberen Pritschen aus, am Ende des Raumes direkt an der Mittelwand und in der Nähe des zweiten Ofens – der andere stand im Eingangsbereich. Dort aber kam bei jedem Öffnen der Tür die Kälte mit herein.

Im anderen Barackenteil lebten die Polen, wie wir schon feststellen konnten, und einige von den *blatnois*. Letztere waren immer zuerst in der *stolowaja* bei der Essenausgabe. Sie wollten stets sofort bedient werden. Das waren sie sich wohl ihrer vermeintlichen Vorrangstellung gegenüber dem übrigen Häftlingsvolk schuldig. Aber das Warten bei der Essenausgabe – es gab hier das schlechteste Essen aller Lager, die ich kennen lernte – gehörte hier mit zur Tagesordnung. Die Ursache dafür waren fehlende Schüsseln. Davon gab's hier nur sehr wenige, und das hatte auch wieder einen Grund: eine erhebliche Anzahl der Schüsseln war eingeschmolzen worden – von den *blatnois* zu Messergriffen. Wie sie das angestellt hatten, weiß ich nicht

– aber Messer von der Art und Größe, wie hier die *blatnois* sie besaßen, habe ich in keinem der anderen Lager gesehen – breit, halbrund wie kurze Sicheln und haarscharf. Die wurden natürlich nicht offen getragen, aber doch gerne vorgezeigt. Je breiter das Messer, und das waren mehrere Zentimeter, desto höher war wohl der Rang des Besitzers einzuschätzen. In allen anderen Lagern war ein Messerbesitz – auch kleinster Exemplare – verboten. Warum nun hier von Seiten der Lagerleitung nicht eingegriffen wurde, kann ich nicht beurteilen, denn gewusst hatte sie sicher auch davon. Es gab in jedem Lager *stukatschi*, das bedeutet „Klopfer“. Mit diesem Ausdruck wurden Spitzel bezeichnet.

So angenehm wir es zu Anfang empfunden hatten, nicht zur Arbeit gehen zu müssen, so tödlich langweilig wäre es gewesen, wenn man sich nicht selbst um Beschäftigung gekümmert hätte. Eines Tages wurde durch den Wachhabenden der Befehl erteilt, jede Barackenbelegschaft solle sich sofort vor ihrer Baracke zum Appell aufstellen, in Fünferreihen, wie üblich. Zu uns kam er zuletzt, aber wir hatten ihn schon in die anderen Baracken hineingehen sehen. Ein Blick vor die Tür ließ jedoch nicht erkennen, dass unsere anderen Mithäftlinge ihre Baracken verließen – draußen war's im Februar jetzt auch nicht wenig kalt. Also, erst mal fragen, was die anderen machten. Zu den Polen war der Weg am kürzesten – und die schüttelten über dieses Ansinnen der Obrigkeit nur die Köpfe. „Wir bleiben drin“, hieß es von dort – das Missachten von Anordnungen gehörte hier wohl zu den Selbstverständlichkeiten – also gingen auch wir nicht vor die Tür.

Nach einiger Zeit tauchte sogar der für die Lagerordnung verantwortliche Oberleutnant auf, in Begleitung mehrerer Wachposten, wild fluchend und gestikulierend – aber auch er erreichte nichts und verzog sich wütend wieder. Diese Kraftprobe konnte nach den Erfahrungen, die wir in 043 gemacht hatten, für uns nicht gut ausgehen – und so war's dann auch.

Am kommenden Tag wurden auch hier die Wachtürme doppelt besetzt und am Lagertor sammelten sich Soldaten – mehr, als normalerweise für die Bewachung notwendig waren. Es sah schon recht bedrohlich aus, als dieser Soldatenhaufen über den Appellplatz ins Lager strömte. Und nicht wenige davon waren mit Knüppeln bewaffnet, andere Waffen trugen sie nicht. Das sah nun wirklich nicht gut für uns aus. Die Soldaten räumten eine Baracke nach der anderen und verwendeten dabei ihre Knüppel ungehemmt, wie wir feststellen mussten. Es versteht sich von selbst, dass Häftlinge gegenüber der Obrigkeit untereinander Solidarität wahren – in diesem Fall hier erwies sie sich jedoch als nicht sehr sinnvoll. Gegen die Macht der Soldaten hatten wir letztendlich doch keine Chance gehabt. Die Hälfte der Lagermannschaft

hatte bereits ihre Baracken unter dem ausgeübten Druck räumen müssen, also gingen auch wir hinaus. Weiterer Widerstand hätte die Angelegenheit nicht mehr aufhalten können, sondern sie nur noch unnötig verzögert.

Lange hatte man sich mit uns auf dem Appellplatz, auf dem wir jetzt alle standen, nicht aufgehalten – wir wurden in den Wald geführt – der Schnee lag weit über kniehoch – auf ein mit roten Fähnchen nicht weit entfernt vom Lager abgestecktes Feld. Die Posten kreisten uns ein, und dort standen wir dann – hinsetzen wurde verboten und auf den, der sich aus welchem Grund auch immer zu nahe an die Fähnchen wagte, wurde ohne Zuruf angelegt. Da blieb jeder freiwillig stehen, wo er war. Wer sich nun vor dem Verlassen der Baracken noch rechtzeitig was zum Rauchen eingesteckt hatte, hatte Glück gehabt. Das war das Einzige hier draußen, was er zu sich nehmen konnte – Verpflegung erhielten wir nicht.

Gegen das Rauchen hatten die Posten vorerst auch keine Einwände erhoben. Fast alle von ihnen rauchten ebenfalls gern, und so hatten sie wohl Verständnis für unsere Situation. Sobald aber ein höherer Dienstgrad auftauchte, wurde von ihnen gleich wieder Dienstbeflissenheit demonstriert und die Raucherei brüllend unterbunden.

Den kniehohen Schnee hatten wir in der Zwischenzeit wenigstens so weit niedertreten können, dass er nicht mehr von oben in die Filzstiefel rutschte. Doch bis zum Abend standen wir dort noch herum – dann ließ man uns wieder ins Lager zurück. Aber bevor wir in die Baracken entlassen wurden, war die Wachstube, die sich in allen Lagern stets in der Nähe des Tores befindet, zu durchschreiten und dort wurde jeder durchsucht wie nur selten zuvor. Wer dagegen aufmuckte, hatte gleich ganz schlechte Karten – dem wurde alles weggenommen, was nach Privatbesitz aussah. Dazu gehörten auch Fotos und Briefe von Familienangehörigen. Die wurden den Häftlingen von den Soldaten aus der Tasche gerissen, vor ihren Augen zerfetzt und weggeworfen. Bei dieser Angelegenheit habe ich auch sonst harte Kerle in Tränen ausbrechen sehen. Aber hier wurde Macht demonstriert. Wir Deutsche waren von diesen Aktionen kaum betroffen – die Polen hatten hier das meiste auszuhalten.

Nach der Filzung konnten wir in unsere Baracken zurückkehren – dort sah es aus wie nach einem Orkan. Ein Teil der Soldaten hatte sie während unserer Abwesenheit nach allen Regeln der Kunst gefilzt und bei der Durchsuchung – wonach? – alles durchwühlt und durcheinander geworfen. Aber aufräumen konnten wir morgen. Es reichte vorerst, nur unsere Pritschen wieder herzurichten. Wir hauten uns hin und schliefen fast sofort ein – auch einen Tag in der Kälte zu stehen macht müde. Doch durchgeschlafen habe

ich diese Nacht nicht. Wie spät es dann war, konnte ich nicht feststellen – wir besaßen keine Uhren – als mich Geräusche wieder weckten. Ich schlief an der Wand zum anderen Barackenteil und dort drüben, bei den Polen, rumpelte es unüberhörbar. Es hörte es sich an, als ob ein Sack Kartoffeln zu Boden geworfen würde – und diese Laute wiederholten sich in regelmäßigen Abständen. Nach ca. zehn Minuten war es dann still und ich schlief wieder ein. Am Morgen fragte ich nach, ob andere auch diese Geräusche gehört hätten. Einige hatten sie auch gehört und einer davon, der schon eine lange Lagerzeit hinter sich hatte, konnte auch eine Erklärung dafür abgeben. Ich konnte nicht nachprüfen, ob das, was er sagte, auch zutraf. Aber der Sinn seiner Worte war durchaus einleuchtend. „Das war der Versuch einer Hinrichtung, zumindest aber eine sehr ernst zu nehmende Warnung“, erklärte er, „wie sie nicht nur von *blatnois* an Spitzeln oder Abtrünnigen vorgenommen wird.“ Und er konnte auch im Einzelnen erklären, wie eine derartige Prozedur abläuft: Der Delinquent wird überwältigt und so in eine Decke gerollt, dass er sich nicht mehr bewegen kann. Dann wird er mit der Decke hochgehoben und auf seinen Rücken fallen gelassen. Diese Prozedur wird so lange fortgesetzt, bis seine Henker der Meinung sind, er habe sich ausreichend innere Verletzungen zugezogen, die ihm ein Weiterleben erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen würden.

Das Fallenlassen des Körpers hatte wohl die von mir gehörten dumpfen Geräusche verursacht. Erreicht wird bei dieser Bestrafung in der Mehrzahl der Fälle eine Schädigung der Nieren – bei den dortigen ärztlichen Möglichkeiten waren Heilungsaussichten für den Betroffenen fast unmöglich. Und die Ausführenden wähten sich in dem Glauben, dass ihnen nichts nachgewiesen werden könnte – der Gequälte weise ja keine äußerlich sichtbaren Verletzungen auf. Ob das Geschilderte vom medizinischen Standpunkt aus zutreffend ist, kann ich nicht beurteilen. Und der Erzähler wusste bereits auch schon, wer dort bestraft und gequält worden war. Es handelte sich um einen der Polen, den ich vom Sehen her kannte. Dieser arme Kerl war nichts weiter als grenzenlos naiv. Man kann sein Naturell allerdings auch mit anderen Worten beschreiben. Somit bestand durchaus die Möglichkeit, dass die Lagerleitung seine Naivität ausgenutzt hatte und mehr von ihm erfuhr, als für andere zuträglich war. Aber ein Spitzel war er sicher nicht, dazu fehlte ihm die Intelligenz. Jetzt aber hatte es ihn erwischt. Einige Tage später habe ich ihn, vor seiner Baracke sitzend, wieder getroffen. Blass war er wohl schon immer gewesen, aber nun sah er wirklich krank aus und er bewegte sich sehr langsam und schwerfällig. Aber noch immer lächelte er jeden der bei ihm Vorbeikommenden freundlich an.

Ein paar Tage später wurden an einige der Deutschen Pakete verteilt. Auch ich erhielt eines davon – die Verbindung mit der Heimat war wieder hergestellt worden. Für die Lagerleitung war dieser Vorgang wohl noch etwas Neues, denn bei der Durchsicht der Paketinhalte wurde Prüfung wieder sehr genau genommen. Doch die *blatnois*, die sich bei derartigen Anlässen sonst gerne in Erinnerung brachten, ließen sich bei uns nicht blicken. Sie besaßen wohl seit der Razzia ihre Messer nicht mehr.

Fast drei Monate waren vergangen – mittlerweile war es Mitte Februar 1955 geworden – da wurden wir Deutsche zur *etappe* aufgerufen. Auf „Etappe gehen“ bedeutete, wie schon mal gesagt, „verlegt werden“. Man schickte uns, die Deutschen, wieder nach 043 ins Ausländerlager zurück.

***Ansjoba LP 043*****Februar – April 1955**

Nun unterlagen wir wieder dem normalen Arbeitslagerleben. Unser Streik im letzten November hatte sich für die Lagermannschaft letztendlich positiv ausgewirkt. Jetzt standen uns Arbeitshandschuhe und -kleidung zur Verfügung. Unsere Bemühungen waren damals also nicht vergeblich gewesen. Gearbeitet wurde weiterhin im Sägewerk in Tag- und Nachtschichten. Den Posten des Gatterführers erhielt ich natürlich nicht wieder, der war inzwischen neu besetzt worden, doch als *karetschik* zu arbeiten, war auch nicht nachteilig – das war jetzt mein neues Aufgabengebiet. Hans arbeitete schon seit unserer damaligen Ankunft im Lager 043 an den *kareti*, nun konnte ich mit ihm hier zusammen wirken, wir verstanden uns beide ja recht gut. Aber um ein paar Worte während der Arbeitszeit zu wechseln, blieb uns auf diesem Arbeitsplatz im Normalfall wenig Zeit.

Die Verladebrigade – die Koreaner – entlud die Stämme von den Holztransportern vor der auf einer Seite offenen Gatterhalle, von Hand. Wir *karetschiki* hebelten mit langen Rundhölzern oder mit an langen Holzgriffen beweglich daran befestigten großen Stahlhaken die Stämme über eine schräge Ebene aus Unterlagshölzern in die Gatterhalle und luden sie dort auf die Rollschlitten. Der hintere *karetschik*, das war Hans, klemmte den Stamm, damit er sich beim Durchlauf durch das Gatter nicht bewegen konnte, fest. Dann schoben wir den Stamm zum Gatter hin, bis dort die gerieften Doppelwalzen das Stammende erfasst hatten. Diese zogen den Stamm dann selber weiter und schoben ihn durch die Sägen. Bis der Stamm dann geschnitten war, verging je nach Durchmesser einige Zeit, in der wir wieder den nächsten vorbereiteten. Auf jeden Fall aber mussten wir rechtzeitig wieder am Gatter sein, um das hintere Stammende von der Arretierung zu befreien, sonst wären die *kareti* mit ins Gatter gezogen worden. Wir hatten also alle Hände voll zu tun, und gefroren haben wir bei dieser reinen Knochenarbeit bei den noch immer sehr tiefen Temperaturen auch nicht.

Die Tag- und Nachtschichten wechselten wöchentlich. Zu einer dieser Nachtschichten hatte sich die Brigade wie üblich im Wirtschaftshof vor dem Lagertor termingerecht eingefunden. Dort holte uns regelmäßig eine Eskorte ab, um uns bis zum Sägewerk zu geleiten – aber diesmal kam sie nicht. Es war eine sehr kalte mondhelle Nacht – die Temperaturen müssen im -40?-Bereich gelegen haben – und wir warteten nun schon mehr als eine halbe



Stunde. Zurück ins Lager konnten wir nicht gehen, das innere Lagertor war schon wieder verriegelt worden. Im vor uns liegenden Gebäude der Wache brannte Licht, aber zum Aufwärmen hätte man uns nicht hineingelassen. In dem Gebäude hinter uns war auch Licht zu sehen, das war die Bäckerei. Da konnte man doch hineingehen! Die Bäcker, Häftlinge wie wir, arbeiteten. Dort musste es warm sein. Ich stupste Hans mit dem Ellenbogen an – dazu musste ich bei den zwei übereinander angezogenen Wattejacken, die wir wegen der Kälte anhatten, schon etwas ausholen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen – und deutete auf die hellen Fenster der Bäckerei. Er verstand mich auch gleich und teilte seinem Nachbarn mit, wohin wir beide gehen wollten, und bat um Benachrichtigung beim Eintreffen der Posten. Sein Hinweis wurde mit Kopfnicken quittiert – bei dieser Kälte machte keiner den Mund unnötig auf. Hans und ich gingen also in die Bäckerei und wir setzten uns auf eine Bank am Fenster gleich neben der Tür – da störten wir den Betrieb am wenigsten. Die Bäcker erhoben keine Einwände gegen unsere Anwesenheit, die ja nur kurzfristig sein konnte.

Wir schliefen fast augenblicklich ein. Als wir wieder aufwachten und vor die Tür schauten war niemand mehr zu sehen – der Platz vor dem Wachgebäude und dem äußeren Lagertor war leer. Unsere Brigade musste schon abgezogen sein, ohne uns. In der Hoffnung, es sei doch noch nicht so viel Zeit vergangen und die Eskorte sei noch nicht vom Sägewerk zurückgekehrt und schon wieder in ihrer Unterkunft, warteten wir erst mal, vor der Bäckerei, im Freien. Hätten wir uns jetzt in der Wachstube gemeldet, so hätte uns der nächste Weg direkt in den Karzer geführt. Doch wir hatten Glück. Nach einiger Zeit – wir hatten also doch nicht sehr lange geschlafen – traf die Eskorte wieder ein und der Postenführer staunte nicht schlecht, als er uns beide da so unerwartet vor sich stehen sah. Hans, der das Russische viel besser als ich beherrschte, wollte ihm die Situation erklären, aber dazu kam er nicht. Selten habe ich jemanden so perfekt fluchen hören wie diesen Postenführer. Der wusste wohl auch, dass er selbst an der entstandenen Situation nicht ganz unschuldig war. Die ihm vorliegende Mannschaftsstärkemeldung der Brigade zur Arbeit und das damit nicht übereinstimmende Ergebnis der von ihm vorgenommenen üblichen Zählung der Mannschaft vor dem Abmarsch hätte ihn – weil ja zwei Mann fehlten – zu weiteren Kontrollen veranlassen müssen. Der Fehler musste jetzt ausgebessert werden. Also, das Ganze noch mal von vorne. Er behielt vier Soldaten von seiner Mannschaft zurück und entließ den übrigen Teil in die Wachstube. Dann wurde die Kolonne aufgebaut: Zwei Soldaten mit einem Hund gingen

vor uns her und die übrigen zwei Mann, der Postenführer und zwei Hunde liefen hinter uns her zum Sägewerk.

Es war schon ein Erlebnis, dieser Nachtmarsch durch die *taiga*. Am Himmel stand ein von dahinjagenden Wolkenfetzen in kurzen Zeitabständen verdeckter Mond, dessen Schein durch die von der Schneelast gebeugten Bäume dringend helle laufende Flecke auf den tief verschneiten Waldboden zeichnete und den ausgefransten Wolkenrändern strahlende Säume verlieh, soweit wir das wegen der in Straßenbreite fehlenden Baumwipfel erkennen konnten. Nur unsere auf dem Schnee knirschenden Schritte unterbrachen die eisige Stille. Bei der Kälte hielten auch die Soldaten den Mund und fluchten nicht mehr. Sogar vom Hecheln der Hunde war nichts zu vernehmen. Plötzlich fiel ein Schuss – der berstende Knall hinter uns zerriss die eisige Stille. Was war denn jetzt los? Warum schießen die Posten auf uns? Doch das sirrende Jaulen eines Projektils hatten wir nicht gehört. Der Schreck ließ uns zusammenzucken, unwillkürlich verhielten wir den Schritt. Aber meine Befürchtungen – in derartigen Situationen geht einem blitzschnell alles Mögliche oder auch Unmögliches durch den Kopf – schienen unbegründet zu sein. Die vor uns laufenden Soldaten hatten ebenfalls sofort den Schritt verhalten und sich beim Knall des Schusses augenblicklich zu uns umgewendet und ihre Waffen auf uns angelegt. Aber der hinter uns gehende Postenführer rief ihnen etwas zu, was ich nicht genau verstehen konnte. *Moros*, das heißt „der Frost“, oder etwas in dieser Art hatte er ihnen zugerufen. Sie drehten sich wieder um und liefen weiter, und wir auch. Und dann fiel, etwas entfernt von uns, im Wald noch ein weiterer Schuss. Der kurze harte Laut war zwar etwas leiser, aber doch deutlich zu vernehmen. Wer hatte nun da geschossen und auf wen oder was?

Die Eskorte lieferte uns im Sägewerk ab. Dort erzählten wir den anderen von unserem Erlebnis, insbesondere von den uns unerklärbaren Schüssen, und erfuhren nun die das Schussgeräusch auslösende ganz harmlose Ursache. Es war tatsächlich der Frost gewesen. Wenn der Frost einen Baum zerreißt, entsteht dabei ein harter, lauter Knall. Das waren die „Schüsse“, die wir gehört hatten. Ich hatte den Postenführer doch richtig verstanden. War in der Gatterhalle für uns mal nichts zu tun, so wurde auch die Gatterbesatzung zu den Transportarbeiten mit herangezogen, die normalerweise stets die Koreaner bewerkstelligten. Diese beschäftigten sich aber hauptsächlich mit dem Entladen der Lkws, die die Stämme direkt aus dem Wald zu uns transportierten. Hierbei war die Entladezeit relativ gut einzuschätzen. Das Sägewerk verfügte aber auch über einen Gleisanschluss. Und wenn hier gleichzeitig mehrere Waggons auf einmal mit Stammholz eintrafen, so wur-

de wegen teurer Standzeiten deren Entladung sofort fällig. Dabei halfen wir dann wiederholt den Koreanern. Hatte man die Stämme auf Flachwagen geladen, so war deren Entladung über angelegte Rundhölzer relativ einfach. Bei hochbordigen offenen Güterwagen sah das schon wieder ganz anders aus. Hierbei musste nicht nur die Bordwandhöhe durch das Anlegen längerer und folglich schwererer Rundhölzer überwunden werden, sondern die Stämme mussten aus dem Waggon heraus erst einmal emporgehoben werden, bis sie über die außen liegenden Rundhölzer auf ihren Lagerplatz abrollen konnten. Das war nicht nur eine enorme Knochenarbeit, sondern sie war auch keinesfalls ungefährlich. Einen nach innen wieder in den Waggon abrutschenden Stamm konnte wegen seines Gewichts keiner mehr aufhalten. Den musste man fallen lassen und sich vor ihm durch einen Sprung aus der Gefahrenzone retten, um nicht zerquetscht zu werden. Alle diese Entladearbeiten wurden ohne technische Hilfsmittel durchgeführt, Brechstangen und Holzhebel ausgenommen. Die hier übliche Normerfüllungssucht hat häufig zu derart kuriosen Situationen geführt. Die für das Beladen festgelegte Norm war durch das relativ einfache Hineinrollenlassen der Stämme in die Kastenwagen mit Sicherheit erfüllt worden. Aber das Entladen wurde ja von anderen ausgeführt und das ging die Belader nichts mehr an.

Als es im April Frühling wurde, ergab ein Blick in die Taiga auf unserem täglichen Marsch einen weiteren erstaunlichen Eindruck: der Waldboden war an vielen Stellen mit kleinen, weißen, handhohen Blumen übersät – ganz plötzlich standen sie da. Der hohe Schnee hatte sie vor einem Frost bis zu  $-50\text{ C}^\circ$  schützen können und überleben lassen. Zu welcher Art Wildkräuter diese Blüten gehörten, ist mir nicht bekannt – vielleicht waren es Buschwindröschen – ein schöner Anblick war es auf jeden Fall und einen Schimmer Hoffnung erweckte er auch – das Leben ging weiter.

Ende April 1955, genau am 24.04., gingen wir Deutsche wieder auf *etap* – in das Lager 011 in der Nähe des Ortes *Wichorewka*. Alle Hoffnungen auf eine Heimkehr verflogen wieder.

**WICHOREWKA LP 011****Sommer 1955**

Das ganz normale Arbeitslagerleben lief in 011 nicht anders ab als auch anderswo in einem Arbeitslager. Brigaden wurden neu zusammengestellt und die Baracken entsprechend belegt. Hans und ich waren wieder gemeinsam in einer Brigade, wenn wir auch nicht immer am gleichen Platz arbeiteten. Unsere derzeitige Arbeitsstelle, für die gesamte Lagerbesatzung, war ca. 3-4 km vom Lager entfernt. Ein Sägewerk und noch einige andere größere Gebäude waren im Rohbau bereits fertig gestellt. Am Ausbau dieser Häuser sollten wir uns nun beteiligen. Mal verglasten wir Fenster – aber Kitt war nicht immer vorhanden und musste mit Schlämmkreide und Firnis erst zusammengeknetet werden, vorausgesetzt natürlich, diese Grundstoffe waren auch irgendwo aufzutreiben –, mal halfen wir den Dachdeckern oder klopfen für die Zimmerleute herausgezogene Nägel wieder gerade. So recht organisiert schien mir der Arbeitsablauf nicht zu sein. Die Normerfüllung schien auch keine große Rolle zu spielen – wie legt man diese für das Herichten verbogener Nägel fest? An einen in diesem Lager ausgezahlten Verdienst kann ich mich auch nicht erinnern. Das Einkaufen zusätzlicher Nahrungsmittel war in dieser Situation zwar in Frage gestellt, aber die Pakete aus der Heimat haben uns bedeutend entlastet. Nur bei Tabakwaren ergaben sich Engpässe, doch damit konnte man leben.

Zur Arbeit wurden wir morgens mit Lkws gefahren. Der Rückweg am Abend erfolgte zu Fuß. Bei schlechtem Wetter, Regen zum Beispiel, war das nicht sehr angenehm – aber den hatten wir ja auch nicht jeden Tag, und auch die *moschki* störten uns hier wenig. Das Vorteilhafteste an diesen Fußmärschen aber war die Möglichkeit, sich mit seinen Nachbarn unterhalten zu können. Das Reden beim Marsch unter Bewachung war früher strikt verboten – hier wurde das jetzt nicht mehr so streng genommen.

Bei der Arbeit hatte ich einen Studenten der Maschinenbautechnik aus Halle kennen gelernt. Wir beide bemühten uns nun stets, beim Antreten zum Abzählen der Reihen vor dem Abmarsch möglichst nebeneinander zu stehen, damit wir auf dem Weg ins Lager unsere Gespräche über Gott und die Welt und was weiß ich sonst noch alles fortsetzen konnten. Meist stellte ich dabei die Fragen, und wenn er darauf keine einleuchtende Antwort fand, beriet er sich abends in seiner Baracke darüber mit seinem Bettnachbarn, einem ehemaligen Priester der katholischen Glaubensrichtung. Der wusste fast immer eine Erklärung oder er fand auch neue Fragen, über die wir beide

dann heftig auf dem Marsch diskutieren konnten. In 011 war das Lagerregime überhaupt etwas lockerer als in den bisherigen Lagern.

Auch eine Lagerkapelle bildete sich hier wieder – Willi L. aus Berlin mit seiner Mandoline war dabei, den kannte ich schon von 048 her, und auch Ham mit seiner Geige, auch ein Berliner, der mit uns schon in 048, 043 und auch in 307 zusammen war. Aber die herausragendste Persönlichkeit dieser Kapelle war ein anderer Geiger, ein Sachse. Der wirkte mit seinen weißen Haaren – die durften wir uns jetzt auch wieder wachsen lassen – und seinem geschliffenen Auftreten auch hier in seiner Lagerkleidung so, als ob er ständig einen Frack tragen würde. Obwohl ich ihn nicht näher kannte, er schlief in einer der anderen Baracken, wurde er zum von ihm ungewollten Anlass, dass ich auch in diesem Lager für einige Tage wieder in den Karzer wanderte.

Wie wir alle arbeitete auch er auf dieser großen Baustelle und hatte sich dort von den Schreibern einen kleinen hölzernen Sitzschemel anfertigen lassen. Das war zwar ein einfaches, aber doch recht praktisches Möbelstück. Diesen Schemel trug er eines Abends auf dem Rückmarsch mal auf der einen, mal auf der anderen Schulter bis hin zum Lagertor. Der Einlass wurde diesmal vom *natschalnik reschime* persönlich überwacht und der erblickte dabei diesen Luxusartikel. Der Oberleutnant ließ die Fünferreihe, in welcher der Geiger mit seinem Schemel ging, anhalten und verlangte die Herausgabe des Möbelstücks. Augenblicklich stauten sich die noch folgenden Reihen. Die hinten Stehenden, die den Grund des Aufenthaltes nicht erkennen konnten, fingen vernehmlich an zu murren – jeder wollte zum Essen – und der Geiger verweigerte die Herausgabe seines Schatzes. Er konnte sich mit dem Oberleutnant wegen unzureichender Sprachkenntnisse jedoch nicht gut verständigen. Ich stand in der Reihe direkt hinter dem Geiger und griff in das Gespräch mit ein, das jetzt schon recht laut geworden war, und sagte dem Uniformträger auch noch ein paar Worte mehr, als mir der Geiger zu übersetzen gab. Ich gab beispielsweise dabei zu bedenken, dass die Obrigkeit doch keinen Grund zu einem Einwand hätte, wenn die Häftlinge dafür Sorge trugen, fehlende oder unzureichende Baracken-Einrichtungen zu ergänzen. Vielleicht hatte ich nicht die richtigen Worte gewählt und vielleicht gefiel mein Tonfall, erbost über sein Ansinnen war ich ja auch, nicht dem Herrn in der sandfarbenen Uniform – schon war's wieder passiert. Der Geiger wurde nun mit Gewalt seinen Schemel los und ich wurde gar nicht mehr ins Lager gelassen.

Mit zwei Mann Begleitung aus der Wachmannschaft und noch einem anderen Delinquenten, auch ein Deutscher, den man noch nach mir aus dem Hau-

fen aussortierte, wurde ich zum *bur*, der Strafbaracke dieses Lagers, geführt. Diese hier besaß vom Lager aus keinen Zugang und wurde auch als *peressylka*, als Durchgangsstation, verwendet. Doch bevor wir beide in eine der Zellen eingewiesen wurden, schor man uns die Kopfhaare – die hatten bei mir schon Strehholzlänge erreicht. Das Tragen von Kopfhaar und von Bärten war uns, wie schon gesagt, zwischenzeitlich zugestanden worden. Nun sahen wir beide wieder aus wie junge Amseln im Nest, hübsch hässlich. Noch am gleichen Abend erhielten wir unsere Decken und was sonst noch für unser Leben hier erforderlich war aus dem Lager. Mein Zeug hatte Hans wieder zusammengepackt – nun schon zum zweiten Mal. Das erste Mal hatte er bereits in 043 bei meiner Verlegung nach 307 mir diesen Dienst erwiesen. Nach drei Nächten wurde ich wieder aus der Karzerrzelle entlassen.

Die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr nach Deutschland blieb weiterhin bestehen. Und wie schon im Gefängnis verschiedentlich ausgeübt, so bildeten sich auch hier im Lager Gruppen, die mit spirituellen Praktiken versuchten, die Zukunft zu ergründen. Aus dem Gefängnis in der Lindenstraße in Potsdam kannte ich noch Deutungen aus Träumen oder Versuche mit der Ziffernkabbalistik. Hier nun wurden der Teufel, das Tischchen oder was sonst noch bemüht.

Dann gab es wieder neue Aufregungen. In der Baracke der Lagerleitung brach eine ungewohnte Hektik aus und es ging das Gerücht durchs Lager, dass die gesamte Räumung unmittelbar bevorstehe. Mit einer Entlassung in die Heimat, wie unverbesserliche Optimisten schon wieder vermuteten, hatte das jedoch nichts zu tun. Aber es lag etwas in der Luft – Brandgeruch. Schon seit einigen Tagen war der Himmel von grauem Dunst in unterschiedlicher Intensität bedeckt. Das waren keine echten Wolken, das war Rauch in unterschiedlicher Dichte. Der Wald, die Taiga, brannte und der Wind trieb anscheinend den Rauch auf uns zu. Aber dann drehte sich plötzlich der Wind. In der Lagerverwaltung kehrte wieder Ruhe ein – der bisherige Arbeitsablauf lief weiter in den gewohnten Bahnen.

Am 12. Juli 1955 verließen wir Ausländer aber auch dieses Lager wieder – wir wurden in das Lager 013 verlegt.

## LP 013

### Juni – Oktober 1955

Das Lager, in dem wir jetzt Unterkunft fanden, lag ebenfalls in der Nähe des Ortes *Wichorewka*. Die Belegungsstärke, die in unserem ursprünglichen Ausländerlager 043 noch mehrere hundert Mann betrug, hatte sich zwischenzeitlich erheblich verringert. Im Laufe dieses Sommers waren schon wiederholt Häftlinge verschiedener Nationalitäten ausgesondert und auf *etap* geschickt worden – in ihre Heimat, hieß es offiziell. Vorzugsweise gehörten zu diesen Gruppen Häftlinge aus den Ostblockstaaten – z.B. die Rumänen und Ungarn hatten das Lager bereits verlassen – und von den Angehörigen asiatischer Staaten weilten außer den Japanern auch keine weiteren Vertreter mehr unter uns. Die Sowjetunion war offensichtlich bestrebt, sich von ihren unfreiwilligen ausländischen Arbeitskräften zu trennen. Auch einen von uns Deutschen, Dieter, unseren Jüngsten damals in ZARMS, hatte man schon vor Monaten nach Hause geschickt – so die offizielle Mitteilung. Wie er mir vor seiner Abfahrt mitteilte, war ihm sogar angeboten worden, vor seiner endgültigen Heimreise noch eine Stadt seiner Wahl innerhalb der UdSSR besuchen und besichtigen zu dürfen. Seine Wahl fiel nach meiner Erinnerung auf *Taschkent*, die Hauptstadt der Usbekischen Sowjetrepublik.

Der jetzt hier im Lager versammelte Rest der Belegschaft des Lagers 943 bestand also – wie schon gesagt – in der Mehrzahl noch aus uns Deutschen, den Japanern, einzelnen Vertretern oder kleinen Gruppen unterschiedlicher Nationen und einer erheblichen Anzahl so genannter „Staatenloser“.

Gegen Ende September entwickelte sich im Lager eine ungewöhnliche Aktivität. Uns bis dahin noch unbekannt Uniformträger – diejenigen, die zur Lagerbewachung und Verwaltung gehörten, kannten wir ja – bis zum Range eines Obersten tauchten auf und verschwanden in der Baracke der Lagerleitung. Ihr Erscheinen löste die wildesten Gerüchte aus. Wird jetzt unsere Heimfahrt vorbereitet? Die für uns hier und jetzt wichtigste aller Fragen. Sollte jedoch diese Annahme zutreffen, so ergab sich gleich wieder die nächste Frage: Werden alle von uns in die DDR entlassen oder stehen uns auch Wahlmöglichkeiten zur Verfügung?

Wer in der DDR zu Hause war, machte sich darüber sicher keine Gedanken, wohl aber alle West-Berliner, und das waren hier nicht wenige. Auch die Bürger aus der Bundesrepublik, das waren aber nur wenige, machten sich Sorgen über ihr weiteres Schicksal. Werden „die aus dem Westen“ denn überhaupt entlassen?

Wenn schon wesentlich entspannter als zu Stalins Zeiten, so waren die politischen Verhältnisse zwischen den beiden großen Machtblöcken dieser Welt, nach unserer damaligen mageren Kenntnis, doch noch immer nicht als rosig zu bezeichnen und von einer Entlassung von Häftlingen in westliche Staaten war uns bis jetzt, die Österreicher ausgenommen, noch nichts bekannt geworden. Und wie sollte ich mich jetzt entscheiden, wenn diesbezügliche Fragen an mich gestellt werden würden? Zu denjenigen, die ich ursprünglich noch von Potsdam her kannte, gab es für mich keine enge familiäre Bindung mehr – meine Schwestern wohnten beide bereits in der Bundesrepublik Deutschland und hatten dort ihre Familien. Warum sollte ich mich unter diesen Voraussetzungen für eine Rückkehr in die DDR interessieren? Ich nahm mir vor, meine Ausreise nach Westdeutschland zu beantragen – welches Risiko damit auch immer verbunden sein mochte. Und tatsächlich wurde später diese Frage nach dem Wohin auch an jeden Einzelnen von uns gerichtet.

Vorerst aber wurden wir erst einmal völlig neu eingekleidet, mit fabrikneuer Ware. Wir bekamen nicht nur piekfeine kurze und lange Wattejacken zugeteilt. In meinem ganzen Lagerleben waren derart wertvolle Kleidungsstücke nicht an mich ausgegeben worden. Auch um neues Schuhwerk kümmerte man sich. Die Verteilung der ebenfalls nagelneuen Schnürstiefel oblag einem *kapitan*, einem Hauptmannsdienststrang. Der rief jeden einzeln zu sich in seine Kammer. Als ich dann an die Reihe kam, fragte er mich, recht freundlich, zuerst nach meiner Schuhgröße. Dann suchte er mir ein Paar halbhohle schwarze Schnürstiefel heraus und stellte sie vor sich auf den Tisch. Diese Schuhe sollte ich nun anprobieren. Ich setzte mich auf einen vor seinem Tisch stehenden Hocker und probierte sie an. Die Schuhe waren etwas zu groß für mich, ich stellte sie wieder auf den Tisch zurück. Doch während der *kapitan* weiter nach einem anderen passenden Paar suchte, fragte er mich beiläufig danach, in welche Stadt in der DDR ich denn zurückkehren würde. Er selbst habe einige Zeit seines Militärdienstes in der DDR verbracht, sagte er zu mir, und vielleicht kenne er auch meinen Heimatort. Ich antwortete, dass ich nicht in die DDR, sondern nach Westdeutschland fahren wolle. Seine bis dahin freundliche Miene verfinsterte sich augenblicklich. Mit einem geknurrten Fluch – Kapitalist, Faschist oder etwas in der Art – fegte er mit einer Handbewegung die Schuhe wieder vom Tisch. Die landeten jetzt unter dem Regal. Er würdigte mich keines Blickes mehr und brüllte nach dem Nächsten. Mit einer herrischen Geste wies er mich aus dem Raum. Na, dann eben nicht – dieser Schicksalsschlag warf mich nicht um. Auf der Fahrt nach Westdeutschland konnte ich auch meine alten La-



gerschuhe tragen, wenn ich nur dort ankäme. Das stand für mich zu diesem Zeitpunkt noch immer in Frage.

Am 3. Oktober 1955 wurde jedem Einzelnen von uns mitgeteilt – der Herr Oberst hatte diese Aufgabe übernommen –, dass wir von jetzt ab keine Häftlinge mehr seien und am kommenden Tag in Richtung Westen abfahren würden. Mein Entschluss, als DDR-Bürger nicht mehr in diesen Teil Deutschlands zurückkehren zu wollen, gefiel ihm nicht besonders. Dennoch ließ er meine Entscheidung bzw. meinen Wunsch, in die Bundesrepublik Deutschland entlassen zu werden, gelten und trug einen entsprechenden Vermerk in meine Papiere ein.

## Westwärts

### Oktober 1955

4. Oktober 1955 – an diesem Tag traten wir tatsächlich die Fahrt in Richtung Westen an – in den üblichen für den Gefangenentransport hergerichteten Güterwagen. Mitten in jedem Wagen stand ein großer Kanonenofen und Brennholz war auch vorhanden – im Oktober fing hier der Winter an. Doch bevor wir in die Waggons einsteigen durften, wurde auf dem Bahnsteig die Mannschaft aufgeteilt. Wer in die DDR wollte oder musste, erhielt seinen Platz im vorderen Zugteil – die „Westler“ bekamen die hinteren Waggons zugeteilt. Ich erhielt meinen Platz im vorletzten Wagen. Der letzte Wagen des Zuges war dann wieder ein normaler Güter-Waggon, voll mit Brennholz beladen.

Diesmal wurden die Wagen nur mit ca. vierzig Mann belegt, jeder von uns verfügte jetzt über genügend Platz – im Gegensatz zu unseren bisherigen Fahrten – und die Türen wurden vor der Abfahrt nicht abgeschlossen.

Am Abend dieses Tages, es war schon fast dunkel geworden, hielt der Zug auf einem Bahnhof an und wurde auf ein Abstellgleis geschoben, um ihn an einen anderen hier schon auf uns wartenden Transport mit deutschen Heimkehrern anhängen zu können. Es handelte sich dabei, glaube ich, um unsere Landsleute von der *Kansker* Trasse. Das war ein ähnlich großes Lagergebiet wie das von *Taischet* und *Bratsk*, aus welchem wir jetzt kamen. Die „Kansker“ aber waren noch besser als wir untergebracht worden, in Personenwagen für den normalen Reiseverkehr. Diese besaßen sogar einzelne abgeschlossene Abteile. Und unser Staunen nahm bei weiterer Betrachtung dieses Sonderzuges, wir durften uns jetzt ungehindert auf dem Bahngelände bewegen, kein Ende. In einem dieser Wagen saßen deutsche Frauen und Mädchen – die fuhren jetzt auch mit uns wieder zurück. Die weitere Fahrt wurde dann recht unterhaltsam.

Die sanitären Verhältnisse auf der Fahrt aber waren noch immer recht primitiv – es gab kein Wasser zum Waschen, jedenfalls nicht in den Waggons der Männer. Hielt der Zug irgendwo auf freier Strecke – und das ereignete sich wiederholt – zufällig in der Nähe eines Sees, wenn's auch nur eine moorige Wasserlache war, so stürzte jeder, der wollte und auch konnte, aus den Waggons, um sich wenigstens einmal das Gesicht waschen oder die Zähne putzen zu können. Der Lokführer hatte für unsere Lage wohl volles Verständnis gehabt. Stets gab er vor der Weiterfahrt Signal und fuhr jedes Mal mit so geringer Geschwindigkeit an und behielt diese dann noch eine kleine

Weile bei, damit jeder wieder den Zug erreichen und aufspringen konnte. Der im Waggon verbliebene Mannschaftsteil hatte sich auf solche Situationen eingestellt und stand immer bereit, mit einem kräftigen Ruck die Heran-eilenden hochzuziehen. Unsere Waggonen besaßen keine Trittbretter, da war das Aufsteigen ohne Hilfe nicht leicht.

Für sein Entgegenkommen haben wir den Lokführer dann auch unterstützt, wenn sich dazu die Möglichkeit ergab – z.B. bei der Wassertankbefüllung des Lok-Kessels auf den Haltestationen oder beim Transport von Brennholz aus dem letzten Waggon.

Wiederholt musste unser Zug sowohl auf freier Strecke als auch auf Bahnhöfen anhalten, denn wir fuhren ja nicht nach einem regulären Fahrplan. Wir bewegten uns hier auf der „*Transsib*“ – der großen Sibirien von Westen nach Osten querenden Eisenbahnstrecke zwischen Moskau und *Wladiwostok* – und fanden es schon merkwürdig, dass sich auf dieser viel befahrenen Strecke auf unseren Bahnsteigen nur sehr selten Menschen aufhielten. Hier müsste es doch einen regen Fahrgastverkehr geben. Bei einem der seltenen Kontakte, die wir ab und zu mit einigen Sowjetbürgern bekamen, erfuhren wir, warum das so war. Die Ankunft unseres Zuges wurde stets auf den Bahnhöfen bekannt gegeben. Gleichzeitig wurde dabei aber auch darauf hingewiesen, dass dieser oder jener Bahnsteig – dort eben, wo unser Zug anhalten sollte – von der Bevölkerung freizuhalten sei. Die Obrigkeit wünschte keinen engen Kontakt zwischen ihren Untergebenen und den entlassenen ausländischen Sträflingen.

Die Fahrt an sich verlief ohne jede Störung. Einmal jedoch wurden durch die uns die ganze Fahrt über „zu unserer Sicherheit“ begleitenden Wachsoldaten während eines Aufenthaltes Einzelne von der Weiterfahrt zurückgehalten und am Bahnhof bereits wartenden Sicherheitsbeamten übergeben. Gerhard Krüger aus Eisenach war einer der Betroffenen – wir hatten uns in 307 kennen gelernt. Aber ehe ich mich mit diesem Geschehen beschäftigen konnte – wie hätte man ihm hier helfen können –, fuhr der Zug schon wieder weiter. Ich hoffe, er kam wieder in seine Heimat zurück, wenn nun auch mit Verspätung.

Dann kamen wir an und über den Ural – die natürliche Grenze zwischen Asien und Europa. Ein schroffes steiniges Gebirge, wie man es sich nach der Landkarte vorstellen könnte, habe ich an der Stelle, an der wir ihn überquerten, nicht erkennen können. Steil waren die mit dichten Birkenwäldern bedeckten Hänge durchaus – aber felsig waren sie nicht. Jetzt bedeckten die braungelb verfärbten Birkenblätter den Waldboden mit einem dichten Teppich. Bei der Überquerung des Ural wurden einige Experten der

Geographie sehr unruhig. An der Strecke hier stand doch irgendwo ein Gedenkstein oder eine Markierung, die auf die genaue Grenze zwischen den beiden Erdteilen Europa und Asien hinweisen sollte. Jeder wurde von ihnen auf dieses Merkmal aufmerksam gemacht. Als dann aber diese obeliskartige Steinsäule wirklich auftauchte, war unsere Fahrt bereits wieder so schnell, dass keiner sich einen genauen Eindruck davon verschaffen konnte. Grau war diese konische Säule und eckig, mehr war nicht zu erkennen. Aber wir befanden uns jetzt wieder in Europa – das war schon einen Jubelschrei wert.

Ständig fuhren wir weiter nach Westen – nach Moskau. Und in den zwei Stunden Aufenthalt dort durften wir die Zeit dafür verwenden, uns in der Stadt umzusehen.

Die Fahrt ging weiter über *Brest-Litowsk* – mit Waggonwechsel, der von da an geänderten Spurbreite entsprechend, nach Frankfurt/Oder. Hier erfolgte dann die Trennung des Transportes in die eine Gruppe der in der DDR Verbleibenden und in die andere Gruppe, die weiter nach Westdeutschland fahren wollte.

Es musste am Nachmittag gewesen sein, als unser Zug an der Wartburg vorbeifuhr, und kurze Zeit danach trafen wir am Grenzübergang Herleshausen in der Bundesrepublik Deutschland ein. Ich atmete kräftig durch – jetzt, erst jetzt hatte ich das Gefühl, meine Freiheit endlich wiedererlangt zu haben.

Im Dezember 1999, 44 Jahre nach meiner Rückkehr, erhielt ich die Mitteilung, dass wir, Axel Purmal und ich, am 19. März 1999 von der russischen Militärhauptstaatsanwaltschaft rehabilitiert worden sind. Ich bin ihm nie wieder begegnet.

### **Zeilen zum Abschluss**

Mein Bericht weicht von Darstellungen anderer Zeitzeugen in der Beschreibung von Haft- und Lagerbedingungen sicher etwas ab. Und das hat nach meiner Meinung auch einen nicht unschwer erklärbaren Hintergrund. Diejenigen von uns ehemaligen Häftlingen, welche die Anstrengungen körperlicher Arbeiten aus Berufs- oder anderen Gründen nicht gewohnt waren, hatten zwangsläufig stärker unter den Strapazen in den Arbeitslagern zu leiden als andere und sind demzufolge mit den dort herrschenden Verhältnissen oft nur sehr schwer zurechtgekommen. Somit werden ihre Schilderungen über die Lagerzeit anders ausfallen als meine.

Und noch etwas spielt bei der Beurteilung meiner Aufzeichnungen eine Rolle: zum einen die Zeit, in der die Ereignisse stattfanden, und zum anderen mein damaliges Alter. Jüngere – von verschiedenen Umständen des Lebens noch unbelastete Menschen – können wohl oft leichter über diverse Dinge hinweggehen, als das älteren Menschen möglich ist.

Ferner: Zum Ende des Krieges bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein erfolgten in den von der Roten Armee besetzten Gebieten zahlreiche Verhaftungen von Zivilpersonen. Je nach Zeitraum und Ausmaß der jeweiligen Inhaftierungen lassen sich dabei drei unterschiedlich zu beurteilende Verhaftungswellen feststellen.

Eine erste erfolgte schon kurz nach dem Einmarsch der Truppen der Roten Armee und hatte wohl den Sinn, Partisanentätigkeit so bald als nur möglich zu unterbinden (Befehl Nr. 0016 vom Januar 1945). Opfer hiermit verbundener Aktionen wurden damals viele junge Menschen, denen unbegründet „Werwolf-tätigkeit“ vorgeworfen wurde. Die Betroffenen hatten – verglichen mit den anderen Verhaftungswellen – unter den schlechtesten Haftbedingungen zu leiden. Viele wurden ohne Urteilsspruch umgebracht und an heute oft nicht mehr feststellbaren Orten verscharrt.

Eine zweite Welle wurde durch den Befehl Nr. 00315 ausgelöst (April 1945) und betraf in der Hauptsache ehemalige Angehörige nationalsozialistischer Organisationen. Diese erfasste man in bestehenden oder in neu errichteten Konzentrationslagern, den so genannten Speziallagern. Sie durften sich nicht betätigen und hatten unter schlechtesten Ernährungsbedingungen zu leiden. Ihre Sterbequote durch Unterernährung war enorm hoch.

Eine dritte Welle war ab 1949 festzustellen. In den besetzten Gebieten hatten sich zwischenzeitlich sowjetische Geheimdienst- und Justizbehörden eingerichtet. Von diesem Zeitraum an erfolgten Verurteilungen ausschließlich vor Militärgerichten. Das Strafmaß umfasste fast immer einen Zeitraum von

25 Jahren, und die Strafen sollten in Arbeits- und „Besserungslagern“ abgeleistet werden. Zweck dieser Aktionen könnte der Gedanke gewesen sein, verallgemeinernd ausgedrückt, Deutsche sollten wieder aufbauen, was Deutsche im Kriege zerstört hatten. Wohl aus diesem Grund waren die Haftbedingungen – gemessen an den beiden vorangegangenen Wellen – etwas besser. An toten Deutschen hatte man jetzt anscheinend aus vorgenanntem Grund kein großes Interesse mehr.

Im Mai 1945 betrug mein Alter dreizehneinhalb Jahre. Zur Zeit meiner Verhaftung 1951 war ich bereits achtzehneinhalb Jahre alt und aus Sibirien kehrte ich im Alter von fast vierundzwanzig Jahren wieder zurück. Ich habe mit meinen Zeilen versucht, meine Erlebnisse so darzustellen, wie ich sie in meinem damaligen Alter aufnahm.

Und letztendlich: Mein damaliges Misstrauen auf der Heimfahrt von Sibirien bezüglich der Entlassung nach Westdeutschland war sicher nicht unbegründet. Die in meinen Zeilen ausgedrückte gebremste Euphorie meinerseits zu dieser Situation wird nicht verborgen geblieben sein. Nach Einsicht in Jahre später von der Russischen Föderation ausgestellte Rehabilitationsbescheide war festzustellen, dass, unseren Heimtransport betreffend, ein Entlassungsdatum für damals in die DDR zu entlassende Häftlinge schon für den Monat September 1955, also für einen Zeitpunkt noch vor unserer Abfahrt aus dem Lager 013, auf deren Papieren angegeben wurde. Am 4. Oktober 1955 sind wir von dort aber erst in Richtung Westen aufgebrochen. Auf meinem Bescheid wurde als Entlassungsdatum jedoch erst der 20. Oktober 1955 angegeben – der Tag also, an dem wir dann tatsächlich westdeutschen Boden betraten. Innerhalb des sich aus diesen Daten ergebenden Zeitraums von einem Monat hätte sich zu damaliger Zeit noch vieles für uns „Westler“ Ungünstige ereignen können.